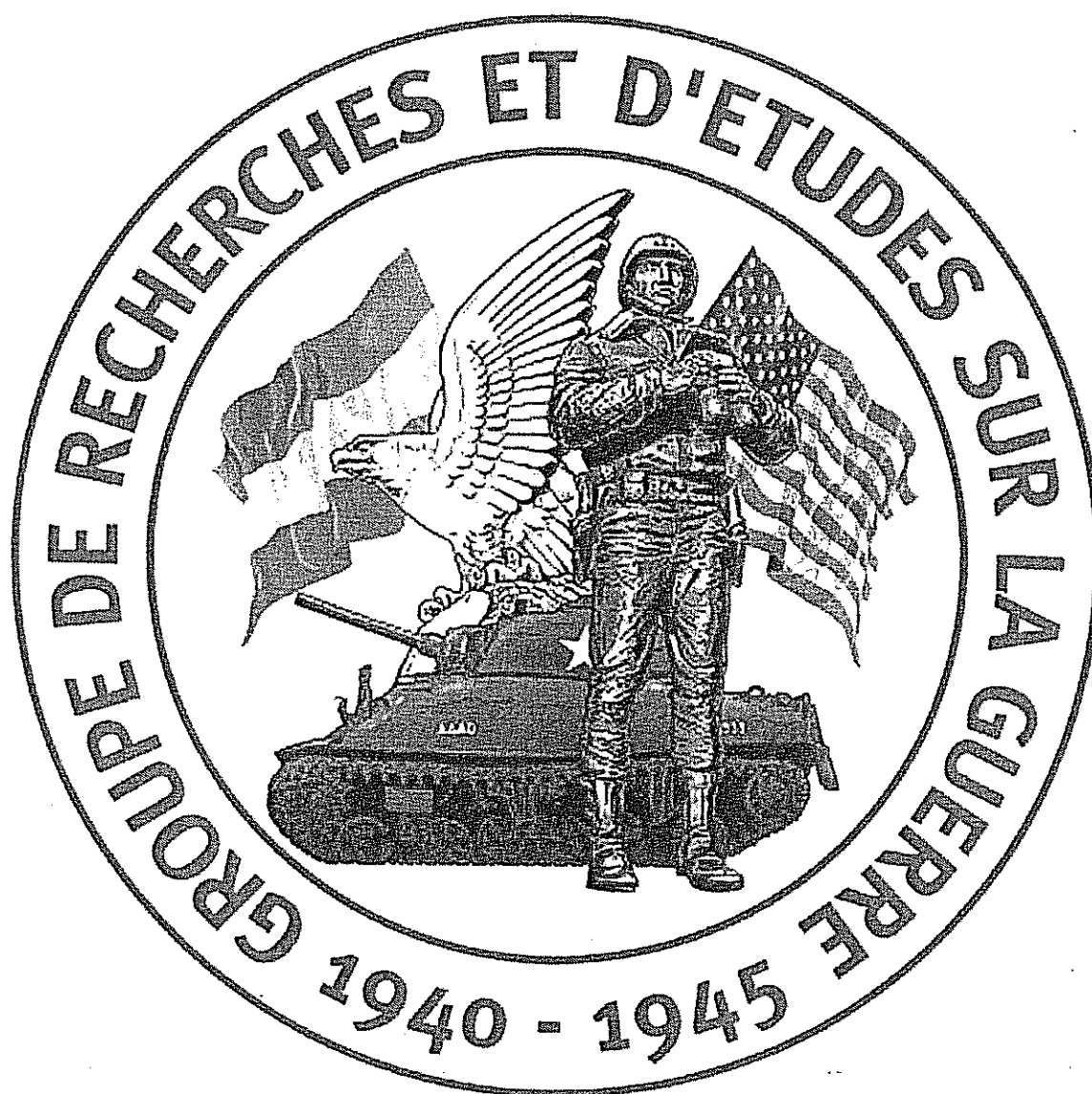
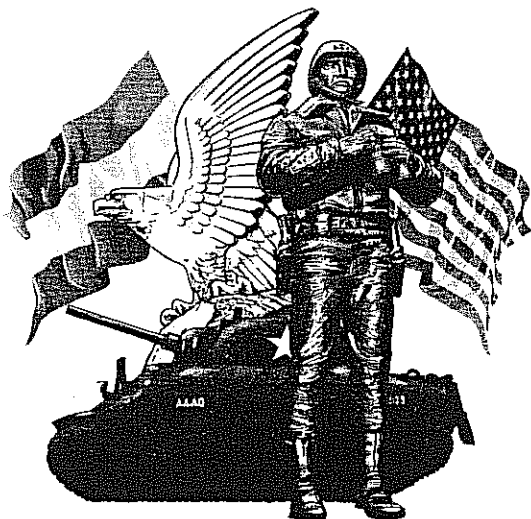


BULLETIN 2004 - 1



G.R.E.G.



BULLETIN GREG

Inhaltsverzeichnis :

| | |
|---|---------|
| Im BMW-Werk München-Allach (Bericht von Nic HOFFMANN) | 1 - 14 |
| Kriegserlebnisse von Jean-Pierre und Victorine WESTER | 15 - 25 |
| Unsere Rätselecke | 26 |

Vorstand des GREG

Präsident : Paul HEINRICH
Vize-Präsident : John THURMES
Sekretär : Guy THURMES
Kassierer : Jeannot PETERS

Beisitzende :

| | |
|-------------------|------------------|
| Marcel CHEVALLIER | Alain CHEVALLIER |
| Marc HEINRICH | Nico JAAS |
| Jos MAAS | Pascal NICOLAY |
| Marc PETERS | Romain REINARD |
| Fernand RIES | Emile SCHILTGES |
| Jos SCHILTZ | |

Redaktion : 5, rue Dr. KLEIN L – 9054 ETTTELBRUCK

Tel.: 81 03 22 Fax: 26 81 05 77

Email: patton@patton.lu Internet: www.patton.lu

CCPL: LU84 1111 0968 9892 0000

| |
|-----------------------------------|
| IM BMW-WERK MUNCHEN-ALLACH |
|-----------------------------------|

Erlebnisbericht von Nic Hoffmann

Fortsetzung

Von einem Arzt werden wir auf Tuberkulose untersucht und müssen uns aus diesem Grunde einer Röntgenuntersuchung unterziehen. Kollege Hauper, von Folge VIII kommt nach Dachau. Er ist krank. Hoffentlich hat man ihn nicht für das Krematorium bestimmt. Auf Folge VII arbeitet ein Spanienkämpfer. Sein Name ist Heinrich Morbe, und er stammt aus Hilbringen/Saar. Bei diesem handelt es sich um einen lustigen Burschen. Er hatte allerdings Pech. Als er nach seinem Spanieneinsatz in sein Elternhaus zurückkehrte, war sein Schwager anwesend, welcher bei der SS war. Dieser stand hinter der Stubentür und schoss ihm mit der Maschinenpistole das Kinn weg. Man brachte ihn in ein Militärhospital, wo man ihn so gut wie möglich zusammenflickte.

Er sieht allerdings schrecklich aus. In Folge IX arbeitet ein sonderbarer Kerl. Er hat einen grünen Winkel. Ich teile mit ihm einen Spind. Von ihm lerne ich das Schachspielen. Vor seiner Verhaftung war er ein „tüchtiger Mann.“ Ein Berufsverbrecher. Er war in der Welt viel umhergekommen und kannte jede Ecke. So weilte er beispielsweise auch in Luxemburg, wo ihm die Hauptstadt sowie die Städte Diekirch, Ettelbrück und Mondorf gut bekannt waren. In Luxemburg hielt es ihn angeblich nicht lange, da das Land ihm zu arm war. „Oh,“ sagt er, „es ist so schön, wenn man einen anständigen Griff tun kann.“ Er nennt mir Städte der halben Welt, wo er angeblich „gearbeitet“ hat. Mailand war jedoch sein Unglück. Dort ereilte ihn das Schicksal. Dass gerade die Italiener ihn geschnappt hatten, das ging ihm nahe. Von den Italienern hielt er nämlich nicht viel. Es war im Mailänder Dom, wo man ihn schnappte. Er wollte die Sachen der Muttergottes stehlen, doch die Statue war durch eine Alarmanlage gesichert. Er wurde am Tatort selbst festgenommen. Jetzt ist er hier. Inzwischen sieht er aus, wie ein würdiger alter Herr. Hier in Allach verrichtet er zum ersten Mal in seinem Leben eine richtige Arbeit. Als man ihm die Stellung eines Kapos antragen will, weigert er sich entschieden. Einen solchen Posten will er nicht annehmen. Uns gegenüber verhält er sich, wie ein Ehrenmann. Trotz seiner unrühmlichen Vergangenheit ist er jetzt aufrichtig und korrekt.

„Wenn wir von den Amerikanern befreit werden, und die lassen mich laufen, so begehen sie eine große Dummheit,“ erklärt er mir. „Ich habe dann gleich eine bessere Arbeit.

Hier stehle ich kein Stückchen Brot und sollte ich verrecken.“

Bei uns befinden sich ebenfalls Griechen. Sogar ein Wunderdoktor ist dabei. „Katapulopulos“ oder so ähnlich ist sein Name. Ich habe ihm von meinen schmerzenden Füßen in den Holzpantinen erzählt. Er bietet sich an, mir zu helfen. Ich lasse mich darauf ein. Es ist an einem Sonntag, als ich Block V aufsuche. Dort ist der „Doktor“ untergebracht. Ich setze mich hin. Der Grieche kniet sich vor mich. Er legt seine beiden Hände flach auf meine nackten Füße und betet. Er fuchtelt in der Luft herum und richtet seine Augen nach oben. Er legt seine Hände wieder auf die Füße und betet lauter.

Jetzt habe ich von seinem Getue genug. Ich bedeute ihm aufzuhören, denn seine Scharlatanerie geht mir jetzt auf die Nerven. Nichtsdestoweniger gebe ich ihm mein Brot. Er hat bekommen, was er wollte und ist plötzlich verschwunden. Wie konnte ich mich nur auf solchen Humbug einlassen?

Unmittelbar danach werde ich nach Block V umquartiert. Weshalb,? das weiß ich nicht. An diesem Sonntagmorgen brauchen wir nicht zur Arbeit. Alle Luxemburger sind in diesem Block zusammen. Wir lachen über den sonderbaren Griechen. Jetzt bin ich wieder allein in einem Block. Ohne meine luxemburgischen Kameraden. Allein mit Franzosen und Leuten anderer Nationen. Der Blockälteste tritt in einem gegebenen Moment an mich heran. Er fordert mich auf, ihm den Zucker aus meinem Paket zu geben. Er will meine ganze

Zuckerpackung haben. Als ich ihm erkläre, dass er nur das bekäme, was ich gutwillig abgäbe, versetzt er mir übergangslos einen heftigen Faustschlag. Während 14 Tagen kann ich meinen Kopf nicht bewegen.

Er aber bekommt von mir kein einziges Stück Zucker. Bei dem Mann handelt es sich um den Ehrenhäftling Ferdinand Westerbarkay, Vorkriegsbotschafter für Österreich in Brasilien.

Den Zucker hätte man für eine Art Likörbranntwein benutzt, der mit Spiritus gestreckt war.

Wer Willi von meinem Umzug unterrichtet hat, weiß ich nicht. Jedenfalls taucht er eine Viertelstunde später auf. Er befiehlt mir, meine Sachen zu packen und wieder nach Block VII mitzukommen. Der Willi Falke ist mir gut gesinnt. Ein anständiger Kerl.

Es ist Donnerstag, 10. Februar 1944.

Wir sind zum Baden angetreten. Vor Kälte zitternd stehen wir dicht zusammengedrängt auf einem Haufen. Es ist steinhart gefroren. Alle Wasserhähne sind aufgedreht. Der Abfluss ist zugefroren. Durch das vorhandene Eis gelingt es uns fast nicht, die Eingangstür zu unserer Baracke zu erreichen. Ich bin gerade dabei, mich unter den Wasserhähnen zu bewegen, als draußen Schreie zu hören sind.

„45119, Hoffmann Nikolaus, Block sieben ans Tor.“

Dieser Ruf pflanzt sich fort. Wenigstens 20 Mal. Wer den Aufruf hört, muss ihm wiederholen. Sonst...

Während ich mich anziehe, schwitze ich. Wahrscheinlich ist es die Angst. Ich kann mir nicht vorstellen, weshalb ich aufgerufen wurde. Etwas Gutes hat es jedenfalls nichts zu bedeuten.

Ich habe keinen Pullover, keine Mütze und keinen Mantel. Meine Kleider sind alle im Block.

Der Messdiener eines russischen „Popen“ gibt mir seine Mütze. Ich stehe jetzt am Tor. Genau an jener Stelle, wo der Satz „Bin wieder da“ an einer Holztafel angebracht ist. Dann kommt der SS-Mann Stutz aus Saarbrücken aus der Küche.

„Hoffmann,?“ fragt er.

Ich antworte mit „Ja“.

„Stehen bleiben!“

Was ist nur los, denke ich, die werden doch nichts über dich herausgefunden haben?

Bis 9 Uhr habe ich Zeit zum Nachdenken.

Der SS Stutz öffnet die Pforte.

„Komm!“

Er begleitet mich mit seinen genagelten Stiefeln, das Gewehr geschultert.

„Du kommst nach Dachau,“ lässt er mich wissen.

„Weshalb,?“ kommt gleich meine Frage.

„Ich weiß es nicht,“ seine Antwort.

Ich weiß es auch nicht. Mich beschleicht ein unheimliches Gefühl. Was soll jetzt kommen?

Ich muss aufpassen, dass ich nicht hin falle, mit meinen glatten Holzsohlen. Der Weg auf dem

wir uns bewegen, ist mit einer zentimeterdicken Eisschicht bedeckt. Wir besteigen einen Bus.

Ich nehme ganz hinten Platz. Der SS sitzt vorne und plaudert mit dem Fahrer. Sein Gewehr

hat er beiseite gestellt. Wir fahren langsam über die eisglatte Strasse. Wir sind im Lager

Dachau angekommen.

Der Bus hält an.

„Raus!“ sagt Stutz.

„Meldung machen am Tor!“

Ich melde mich:

„45 119, Hoffmann Nikolaus, von Allach nach Dachau überstellt.“ Ich werde durch eine Nebentür eingelassen. Auf der Pforte steht in großen Buchstaben: „Arbeit macht frei.“

„Guten Morgen Neckel,“ höre ich eine Stimme.

„Guten Tag Herr Jost.“

„Ich bin der Jules, ich will nichts anderes mehr hören.“

„Weshalb bist du hier, ? fragt mich Jost.

Ich entgegne ihm.

„Wenn du es nicht weißt, ich weiß es auch nicht.“

„Du hast doch sicher nichts angestellt !“

„Nicht, dass ich wüsste,“ entgegne ich ihm.

„Komm,“ sagt er, wir dürfen hier nicht stehen bleiben.

„Ich soll mit dir nach Block II gehen, da sind fast nur Luxemburger,“ bedeutet mir Herr Jost. Des weiteren lässt er mich wissen, dass der Lagerführer ihm persönlich aufgetragen hätte, mich nach Block II zu bringen. Außerdem sagt er mir, dass ich hier in Dachau nicht zu arbeiten brauche.

Was soll das alles nur bedeuten. ?

Herr Jost bringt mich nach Block II und ist schon wieder verschwunden

Ich muss hinein, selbst wenn es dort ziemlich laut hergeht. Draußen zu verweilen ist ja verboten.

„Merde,“ hier läuft das Wasser ja unter der Tür heraus. In die Toilette, in Wasch- und Aufenthaltsraum, überall hat man Wasser hineingeschmissen, das jetzt mit Besen hinausgekehrt wird. Ich stehe den anderen überall im Weg. Jetzt kommt einer zur Tür herein.

„Wo kommst du denn her, ? werde ich gefragt.

Er schaut mich sehr genau an.

Es ist der Blockälteste.

„Von Allach, Hoffmann.“

„Was hast du da ?“

„Meine Nummer.“

„Und das ?“

„L für Luxemburg.“

„Kerl, das gibt's ja nicht, noch heute hast du eine neue Stoffnummer und zwar ohne L, das sag ich dir.“

Bis 6 Uhr bin ich nur unter Deutschen. Ich muss mich bewegen, um hier nicht zu erfrieren, denn überall stehen die Türen und Fenster offen. Um 5 Uhr hatte man zwar Feuer gemacht und alles geschlossen, aber an den Ofen traue ich mich nicht heran. Mit den anderen gehe ich mit zum Abendappell. Danach gehen eine Menge Leute mit in den Block. Ich fasse Essnapf, Löffel und Decke. Ich sehe mich um, denn ich weiß nicht, wo ich die Sachen unterbringen kann.

Dann eine Stimme.

„Bist du neu hier?“ Ich bejahe.

„Halte dich in meiner Nähe auf.“

Hier wird fast nur luxemburgisch gesprochen, doch von den Anwesenden kenne ich keinen.

Jetzt gibt es Suppe. Das erste Essen für heute. Immerhin ist es etwas Warmes. Dazu bekommt jeder ein Stück Brot. Einer bedeutet mir, neben ihm auf einer Decke Platz zu nehmen.

„Kennst du mich?“ fragt er.

„Nein,“ entgegne ich. „Aber ich weiß, wo Sie wohnen.“

Ich nenne ihm meinen Namen, sage ihm, dass ich in Beles wohne und in Mertzig geboren bin.

Er stellt sich vor: Ditsch aus Esch, Veterinär aus der Blumenstrasse.

Er macht mich mit den anderen bekannt. Da ist Kipse Misch aus Mertzig. Er sitzt an einem langen Tisch. Redet mit seinem Tischnachbar. Guten Morgen Misch! Er schaut mich an.

„Nekela, du bist es ja, bist du jetzt auch hier, wie geht es dir. Hast du keinen Hunger, kennst du diese hier?“

Oh mein Gott !

Es ist Kipchens Pier aus Michelbouch. Nur noch ein Schatten. Ich sehe Loesch, ich sehe Thorn. Ich kenne viele.

Schaue ich auch aus, wie diese Leute ? Ich bin erschrocken.

Von meiner Nummer, mit dem Buchstaben L wird nicht mehr gesprochen.

Ditsch zieht mich an meinen Platz. Stellt ein Paket auf den Tisch. Öffnet das Paket. „Hier iss,“ bedeutet er mir. Er legt einen halben Kuchen auf den Tisch, eine ganze Torte.“ Nun mach dich dran.“

Ich kann nicht.

Ich komme von der Nachtschicht. Habe nicht geschlafen und einen ganzen Tag in der Kälte verbracht. Und dann diese Ungewissheit. Ich fühle einen Klotz im Magen.

Ich bedanke mich bei Ditsch, entschuldige mich. Versichere ihm, dass ich seine Großzügigkeit nicht vergesse. Erkläre ihm, weshalb ich nichts essen kann. Ich weiß, ich verletze ihn zutiefst. Ich kann aber nicht.

Ich will nur eins: schlafen, schlafen, nur noch schlafen.

Gleich geht das Licht aus. Ditsch zeigt mir die Toilette, dann geleitet er mich zurück in den Schlafraum.

„Such dir schnell ein Bett,“ flüstert er mir zu.

Das ist nicht so einfach. Alles ist belegt. Nur da unten, an der dritten Bettstelle liegt keine Decke. Schnell lege ich meine Decke hin. Schleunigst ziehe ich mich aus, lege mich auf das Bett. Aber wie kalt ist es hier ?

Das Bett steht an der Wand. Diese ist weiß vom Frost. Auch das Bett ist feucht und sogar gefroren. In der Dunkelheit hole ich die paar Sachen die mir gehören herauf, rolle sie zu einem Kopfkissen.

Ich strecke mich, so gut es geht, unter der Decke aus. 40 Zentimeter über mir befindet sich das Dach. Darunter 5 Zentimeter Eisschnee. Ich bin allein mit meinen Gedanken.

Oh Gott !

Weshalb bin ich hier ?

Könnte ich meine Gedanken nur abschalten, endlich schlafen.

Die anderen im Zimmer blasen, schnarchen, winden, niesen.

Ich habe Angst. Jetzt rieselt etwas auf die Decken.

Sind es Wanzen ?

Nein, es ist Wasser.

Der Eisschnee taut auf. Tropft an dem schiefen Dach herunter, auf meine Bettstelle. Welch eine Masse von Leuten, in einem so kleinen Raum. Ich wache auf. Ich bin klitschnass, aber mir ist trotzdem heiß.

Dann: Bettmachen, waschen, auf die Toilette, Kaffee.

Anschließend kommt der Appell.

Er dauert eine Stunde.

Die Arbeitskommandos, werden eingeteilt, sammeln sich.

Ditsch kommt auf mich zu, er bedeutet mir durch eine Geste, mit ihm zu kommen.

Er bringt mich zu Jules. Dieser macht mir den Vorschlag, nach dem Abrücken der Arbeitskommandos zu ihm zu kommen, um mich zu wärmen.

Einer zerrt mich an einem Arm.

„Du hast ja keinen Pullover.“

„Hier zieh diesen über, du gehst ja kaputt vor Kälte.“

Ruckzuck hat dieser Weste und Pullover ausgezogen und mir gereicht.

Ich kenne meinen Wohltäter nicht. Will ihm noch sagen, dass ich seine Sachen nicht annehmen könnte, da er ja selbst nichts mehr habe, um sich vor der Kälte zu schützen.

Im Weglaufen ruft er mir zu: „Kümmere dich nicht um mich.“

„Das war ein luxemburgischer Soldat aus der Kleiderkammer,“ erfahre ich von Ditsch.

„Der hat keine Probleme, sich einen anderen Pullover zu organisieren.“

Ditsch bringt mich in einen großen Waschraum. Der Dunst von kochendem Wasser nimmt mir fast den Atem. Ich bin mit Ditsch allein in diesem Raum. Nahe beim Dampfkessel ist es zwar wärmer, aber dort ist der Dunst. Eine 15-Watt-Glühbirne verbreitet in dem etwa 15 x 8 Meter großen Raum ein spärliches Licht.. Wir sind jetzt in einem weitläufigen Gebäude, wo man in großen Lettern etwas auf das Dach geschrieben hat.

„Die Teeplantage rückt um 8 Uhr aus,“ sagt Ditsch.

„Ich bleibe jeden Tag hier, bis es hell wird. Im Dunkeln können wir ja nicht in der Plantage arbeiten,“ erklärt Ditsch.

Er nennt mir die Namen einer ganzen Reihe von Leuten, welche mit ihm zusammen dort beschäftigt sind.

Mein im Bett nass gewordener Rücken ist jetzt trocken. Ich ziehe mir das auf der Haut angetrocknete Hemd aus. Ich beginne zu schwitzen und fühle mich wohl, bei der angenehmen Wärme in diesem Raum.

Ditsch fragt mich, ob ich noch immer nicht wisse, aus welchem Grunde man mich nach Dachau gebracht habe.

Habe keine Ahnung; ich weiß es wirklich nicht.

Ich sehe mir meinen dicken Pullover aus purer Wolle an. Der hält mir die Kälte vom Leib.

Danke dir, lieber luxemburgischer Soldat.

„Ich muss gehen, sagt Ditsch.“

Der Tag beginnt

„Wir müssen jetzt antreten, du darfst jedoch ruhig bis 9 Uhr hier bleiben.“

Einige Tage geht es gut, allein in diesem Raum zu bleiben. Wenn es dann nach meiner Schätzung 9 Uhr geworden ist, gehe ich zu Jules Jost in den Schalterraum. Hier bei ihm ist es auszuhalten. Die Büros sind geheizt. Jules erwartet mich, ich sehe sein freundliches Gesicht in der Schalteröffnung.

„Du darfst nicht zur Arbeit geschickt werden, Befehl vom Lagerführer,“ sagt mir Jules.

„Denk einmal nach, weshalb du hier bist.“

Jules denkt bestimmt, ich wäre „bekloppt“, da ich beim besten Willen nicht sagen kann, weshalb man mich von Allach hierher gebracht hat.

Was hat der Kommandant von Dachau mit mir vor ?

Bereits am ersten Abend bekomme ich ein Paket von meiner Frau. Nach Allach adressiert.

Dann erlebe ich eine der größten Überraschungen aus meinem Lagerleben.

Plötzlich eine Stimme.

„Wo ist der Neue“?

Ein Mann, mit langem, schneeweißen Kittel kommt auf mich zu. Hält etwas in den Händen, zugedeckt mit einer weißen Serviette.

Ich reiße die Augen auf.

„Ja“, lachen die anderen, „so werden die Neuen hier von unserem Jupp empfangen.“

Sie wünschen mir einen guten Appetit. Eine gehäufte Schüssel mit Nudeln steht auf dem Tisch. Eine Gabel schaut mit dem Stiel gerade noch heraus.

Praktisch habe ich ja bereits zu Nacht gegessen.

Aber „merde“ jetzt bin ich hungrig. Ich mache mich über die Nudeln her. Jupp steht etwas abseits und wartet auf seine Schüssel, plaudert inzwischen mit den anderen. Der Rest Nudeln wird mit der Gabel im Fett ausgedrückt, die Schüssel ausgeleckt.

„Danke Jupp.“

Schon ist er verschwunden. Jetzt zeigt es sich wieder; die Luxemburger setzen ihr Leben ein, um den Kameraden zu helfen. Wir sind auf dem guten Weg.

Ich bin ergriffen. Noch einmal: „Danke Jupp und dem da Oben.“

Ich schlafe wie ein Dachs

Heute gibt es Tabak, Majorka. Ich bekomme auch meine Ration. Loesch klaubt den Tabak aus den Blumen. Ich mache es genau umgekehrt, entferne die Blumen aus dem Tabak. Das geht schneller. Kipse Misch stopft seine uralte Pfeife. Er verwendet den Tabak, so wie er ihn bekommen hat. In der Pfeife brodeln es, wie in einem Backofen.

Sonntags morgens, nach dem Appell bin ich wieder zusammen mit Ditsch im Waschraum. Er ist gerade weg zur Arbeit, als draußen mehrere Lastwagen vorfahren. Durch den Lärm des Kessels hätte ich es fast nicht gehört. Die Tür zum Waschraum wird aufgerissen und herein stürmt ein Haufen „Neuzugänge“ unter dem Geschrei und den Prügel von Kapos. Die Neuen tragen fast alle Mäntel. Wie ein Wurm krieche ich an ihnen vorbei, nach draußen. Ich werde zwar von Kapos gesehen, doch diese glauben vermutlich, dass ich hier arbeite. Auf jeden Fall sagt keiner von ihnen ein Wort. Ich begeben mich zu Jules Jost, der den Arbeitseinsatz leitet. Bei ihm erkundige ich mich nach der Herkunft all dieser Leute. Im Schalterraum stehen in einer Ecke zwischen 20 und 25 Männer. Nur mit Hose bekleidet. Sie tragen Schuhe ohne Schnürsenkel und sprechen russisch. Es sollen Kommissare sein, verrät mir Jules. „Bete für sie“ lautet sein Kommentar, bevor er mich wegschickt. Ich mache mir so meine Gedanken. Was soll mit diesen Leuten geschehen?

Ich bin noch immer in Block II, mit meiner Allacher Nummer und dem aufgemalten Buchstaben „L.“ Niemand sagt mehr etwas davon.

Am darauffolgenden Morgen spricht Jules mich an: „Es war gut, dass du wegwarst,“ erklärt er mir. „Gleich nach deinem Weggang wurden die Russen aufgeladen und zum Schiessstand gebracht. Dort wurden sie erschossen.“

Eine ungeheuerliche Mitteilung. Doch hier ist man kalt und warm gewöhnt. Man muss eben darüber hinwegkommen.

Heute ist Mittwoch, der 15. Februar 1944.

Meine Füße sind starr vor Kälte. Ach wäre der Appell doch schon vorbei! Ich denke an den warmen Kessel im Waschraum. Sehne mich danach. Dann kommt über Lautsprecher ein Aufruf: „Alles herhören....“

Ein Gerichtskommando wird zusammengestellt. Nummern und Namen werden aufgerufen. In alphabetischer Reihenfolge. Mein Name wird aufgerufen. „Hierher“ kommandiert ein SS. Er kontrolliert meinen Namen und befiehlt mir, stehen zu bleiben. Vom Appellplatz aus können wir beobachten, wie die Arbeitskommandos sich formieren. Es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Schnelligkeit jeder seinen Platz einnimmt. Dann sind die Arbeitskommandos abgerückt. Wir stehen allein auf dem fast leeren Platz. Zirka 20 Mann. Obschon dichter Schnee fällt und ich keinen Mantel trage, spüre ich die Kälte nicht. Selbst meine Füße sind wieder warm. Ich zittere vor Aufregung. Was soll jetzt auf mich zukommen?

Ein bereits älterer SS-Mann, mit geschultertem Gewehr, einen dicken Schal um den Hals, kommt auf unsere Gruppe zu. „Jungs,“ sagt er, ich muss euch nach der Stadt Dachau vors Gericht bringen. Der Mann benimmt sich uns gegenüber sehr anständig. Bevor wir uns zu Fuß auf den Weg zur Stadt machen, müssen wir ihm versprechen, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Wir versprechen es. Offensichtlich ist der Mann über seinen Auftrag nicht sehr glücklich. Wir hatten erwartet, er würde drohen, uns bei einem Fluchtversuch zu erschießen. Er droht uns nicht. Bevor er den Befehl zum Abmarsch gibt, lässt er lediglich vernehmen: „Wir benutzen den rechten Bürgersteig und benehmen uns anständig, verstanden.“

Wir haben verstanden und machen uns auf den Weg.

An der Lagerstrasse stehen schöne Villen, mit Parks. Dort werden wohl die SS wohnen, die sich im Lager mit uns „herumplagen“ müssen?

Wir kommen auch an dem Denkmal vorbei, das einen Rehbock darstellt, der mit einem Lauf auf ein großes Schild „Konzentrationslager Dachau“ zeigt.

Wir gehen unter einer Eisenbahnbrücke hindurch, dann steigt der Weg stark an. Wir sehen auf der Anhöhe ein schönes Schloss. Die Kinder fahren hier Schlitten. Unser Bewacher geht ganz hinten, mit geschultertem Gewehr, die Hände in den Taschen vergraben.

Wir erreichen die Stadt. Dann stehen wir im 1,50 Meter breiten Flur eines dreistöckigen Gebäudes. Ich muss lange warten. Wie überall geht es auch hier der Reihe nach. Die meisten aus unserer Gruppe kommen vor Gericht, wegen ihrer Scheidung. Deutsche, die im Konzentrationslager sind, müssen sich scheiden lassen, denn andernfalls bekommt ihre Ehefrau keine Lebensmittelkarten.

Ich stehe noch immer im kalten Flur. Es ist halb zwölf, als ich an der Reihe bin. Bangen Herzens klopfe ich an. Auf das „Herein“ betrete ich den Raum.

Ich beginne: „Hoffmann Nikolaus...“ Der Richter winkt ab, und bedeutet mir näher an seinen Tisch zu treten. Er ist allein im Raum. Sitzt hinter seinem Tisch und trägt Mantel und Schal.

„Sie sind Luxemburger?“

„Ja.“

„Was ist das hier?“

Er zeigt auf einen Brief, den ich vor längerer Zeit von meiner Frau bekam. Dieser Brief enthielt eine Notiz gemäss der ich gebeten wurde, meine Unterschrift auf einem Separatblatt zu leisten. Das Ganze hatte Bezug auf einen notariellen Akt, der mit unserem Wohnhaus in Verbindung zu bringen war. Meine Frau hatte mich darum gebeten, diese Unterschrift zu leisten und den Brief an ihre Adresse zurückzuschicken.

Ich ließ den Richter wissen, dass der Empfang dieses Briefes bereits 3 Monate zurückliege. Ich hätte meine Unterschrift auf ein Blatt gesetzt und den Brief wie es Vorschrift war, in geöffnetem Zustand auf der Schreibstube abgegeben.

Der Richter hört sich meine Erklärung an. Dann beugt er sich vor und fragt leise, fast flüsternd: „Sind Sie gezwungen gewesen, zu unterschreiben?“

Ich verneine.

Erst jetzt geht mir ein Licht auf, ich sehe klar.

Die hatten den Brief mit der Unterschrift überhaupt nicht abgeschickt. Da meine Frau die Unterschrift jedoch dringend brauchte hatte sie zurückgeschrieben, um sich in einer ihr eigenen

forschen Schreibweise, nach dem Verbleib der Unterschrift zu erkundigen.

Diesen Brief hatte man nun ebenfalls zurückbehalten, um denselben mit dem von mir unterzeichneten Zettel und dem Begleitschreiben an das zuständige Gericht weiterzuleiten.

Der für die Postzensur zuständige SS hatte die Prozedur vermutlich überhaupt nicht verstanden und irgendeinen Trick dahinter vermutet.

Nun hatte das Ganze sich als Seifenblase erwiesen, und der ganze Rummel den man um mich gemacht hatte, stellte sich als Belanglosigkeit heraus.

Der Richter unterzeichnete das Schreiben, setzte einen Stempel neben seine Unterschrift, steckt alles zusammen in einen Umschlag, den er mir dann überreicht.

Nachdem er mir noch einige belanglose Fragen gestellt hat, entlässt er mich mit dem Hinweis:

„Sie haben eine mutige Frau.“

Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen.

So lange wie ich, war kein anderer im Richterzimmer.

Kurz nach 12 gehen wir wieder zurück ins Lager zurück, wo wir mit Verspätung eintreffen. Trotzdem sagt keiner ein Wort und sogar das karge Mittagessen wird uns nachreicht.

Plötzlich steht Jules neben mir.

„Du musst mit mir auf die Schreibstube kommen und unter meiner Aufsicht einen Brief an deine Frau schreiben.“

„Befehl vom Lagerführer.“

Ich erzähle Jules den ganzen Sachverhalt und erwähne ebenfalls den letzten Brief meiner Frau, der ja Anlass zu meiner Gerichtsvorladung gab.

Schmunzelnd nimmt Jules den Inhalt des Briefes zur Kenntnis.

In seiner Gegenwart schreibe ich meiner Frau dann einen Brief, in welchem ich abschließend darauf hinweise, dass sie sich nicht mehr derartig aufregen soll.

Obschon ich jetzt erleichtert bin, möchte ich Derartiges nicht noch einmal erleben.

Inzwischen habe ich bereits gute Kollegen hier in Dachau, doch will ich trotzdem so schnell wie möglich zurück nach Allach.

Natürlich versuchen meine Stubenkollegen, mich von meiner Absicht abzubringen.

„Nein, sage ich, hier ist es mir nicht geheuer, die Türme stören mich; und dann die vielen Leute.“

Ich bitte Jules darum, mich wenn möglich, auf die Liste jener zu setzen, die nach Allach kommen.

Meine Arbeitskollegen, Johann Peter, Albert, Joseph, der Vic und der Willi, alle ziehen mich wieder dorthin. Dort kenne ich meine Arbeit. Vielleicht brauchen sie mich dort. Unter allen Umständen will ich von hier fort.

„Mach, wie du willst,“ sagt Ditsch.

„Hast du nichts Wertvolles auf der Kammer abgegeben?“, erkundigt er sich.

„Doch,“ sage ich.

„Meinen Ring und meine Uhr.“

Ditsch gibt mir den Rat, diese Sachen nach Hause zu schicken, andernfalls würde ich sie kaum wiedersehen.

Er begleitet mich auf die Kammer. Dem dort tätigen SS nenne ich meine Nummer. Bringe mein Anliegen vor. In einem Regal liegen meine Habseligkeiten. Meine Uhr mit Kette und mein Ring. Ich stecke Uhr und Ring in einen gefütterten Briefumschlag. Schreibe die Adresse meiner Frau auf den Briefumschlag. Dieser wird mit einer Klammer geschlossen. Ich muss noch im Register unterschreiben. Fertig.

Meine Kleider sehe ich nicht mehr wieder.

Mittwochs sagt mir Jules: „Morgen geht ein Transport nach Allach, du bist dabei.“

Am Abend sage ich zirka 200 Leuten lebe wohl. Drücke jedem die Hand.

„Auf wiedersehen zu Hause, Misch, Pier, Papa Ditsch und danke für alles.“

Um 9 Uhr morgens, am 24. Februar 1944 stehe ich wieder bei dem gleichen Bus, der mich nach Dachau gebracht hat. Wir werden gezählt. Es stimmt.

„Einsteigen.“

Die Kapos passen auf, dass alle mitkommen.

Ich bin beim Einsteigen der Letzte. Ich schiebe mich durch die Leute, bis in die Mitte des Busses.

„Ist kein weiterer Luxemburger hier?“

„Doch, doch,“ höre ich Stimmen.

Es sind deren sogar zwei: Jos Hauptert aus Niederkorn und Jempi Wark aus Bavigne. Sie sitzen ganz hinten. Ich zwänge mich zwischen die beiden.

„Wohin sollen wir jetzt kommen,“ erkundigt sich Jos.

Ich sage es ihnen. Lasse sie wissen, dass es in Allach nicht so schlecht sei. Sie möchten sich nur nicht aufregen. In Allach würden sie gute Kollegen finden. Wir sind angekommen. Wir werden bis zum Appellplatz gebracht. Dann wie immer: „Antreten, Taschen leeren, alles vorzeigen.“

Die Pfeife von Willi raucht. Er sucht jemanden. Kommt auf mich zu. „Komm mit.“ Er zerrt mich am Arm, zieht mich zu Eberle. „Das ist mein Mann, ich nehme ihn gleich mit nach Block VII.“

Eberle ist einverstanden. Ich werde nicht einmal gefilzt. Meine Sachen, die ich vor meinem Weggang Willi anvertraut hatte, bekomme ich zurück. Die beiden Neuen haben sich sehr schnell eingelebt. Sie kommen ebenfalls zur Arbeit ins BMW-Werk.

Pierre Welter aus Diekirch, Christ Hornick aus Differdingen und Rudi Mach aus Echternach waren auch lange bei uns, doch plötzlich sind sie weg.

Wir haben einen neuen Kommandokapo, ein Kumpel aus dem Ruhrgebiet. Er saß ab 1933 im Gefängnis, gut 10 Jahre. Er ist körperlich und seelisch am Ende.

Wir sind in der Fabrik angetreten. Hier kommt es dann zu einem Zwischenfall, wo ein junger Pole, zwischen 18 und 19 Jahren den Helden spielen will.

Der Kapo soll Pius Meldung machen, doch beim Abzählen hat er jedes Mal einen zuviel. Er lässt immerhin 5mal abzählen, doch jedes Mal mit dem gleichen Resultat. Der junge Pole steht in der zweitletzten Reihe hinten. Die Arbeitsgruppen müssen sich beim Antreten immer so aufstellen, dass 5 Mann hinter einander stehen. Der Pole wechselt permanent seinen Platz, indem er aus der zweitletzten- in die letzte Reihe tritt. Erst nach mehrmaligem Nachzählen merkt es der Kapo. Er tritt auf den Polen zu, erfasst ihn an den Rockaufschlägen, um ihn kräftig durch zu schütteln. Gerade dieser Kapo war ein gutmütiger Bursche, der keiner Mücke etwas zuleide tat. Der junge Pole versetzt dem armseligen Kapo einen heftigen Schlag, so dass dieser zu Boden stürzt und mit dem Gesicht aufschlägt. Blut läuft ihm über das Gesicht.. Pius bringt uns anschließend nach dem Lager zurück.

Dann kommt der Befehl:

„Der Pole raustreten!“

Wir stehen noch immer stramm, die Mützen in der Hand.

Der Pole muss auf den Bock.

Zwei Kapos kommen mit Knüppeln heran und schlagen den Polen zu einem Brei aus Fleisch und Blut. Dann wird er weggebracht. Wir sehen ihn nicht mehr wieder.

Ich kann mir nicht vorstellen, was den Polen zu seiner Handlungsweise veranlasste. Es war gewiss keine Heldentat.

Dann kam auch für uns die Strafe.

„Die Deutschen raustreten!“, hieß es.

Dann für uns, die Ausländer:

„Im Gleichschritt, marsch, marsch, links rechts!“

Von 2 SS, dem Stutz aus Saarbrücken und einem Rumänen aus Siebenbürgen, welche, mit Gewehr und Knüppel bewaffnet sind, werden wir an eine Kreuzung ins Lagerinnere gebracht. Eben geht ein schweres Unwetter nieder. Es gießt in Strömen.

Dann geht es los: „Laufen, antreten, hinlegen, robben, antreten, auf nieder, auf nieder.“

Es blitzt und kracht. Die Hölle ist ausgebrochen.

Mit dem Knüppel hagelt es Prügel. Mit Gewalt werden uns die Gewehrkolben in den Körper gestoßen. Das Trauerspiel hat erst ein Ende, nachdem den beiden SS-Hunden der Atem ausgegangen ist.

Dann heißt es: „Antreten, Mützen ab!“ Ihrer drei liegen auf dem Boden, rühren sich nicht mehr. Vor lauter Dreck kennt keiner mehr den anderen.

„Herhören!“

„So ergeht es euch immer wieder, wenn ihr euch untereinander nicht selbst erzieht.“

Das hätte diese dreckige S...bande gerne, wenn wir uns untereinander totschiessen würden.

„Weg!“

„Zuerst waschen,“ sagt Willi. „Ich habe frische Kleider geholt.“

Wir können nicht mehr. Wir bluten alle.

Diese Untat haben Stutz und der aus Siebenbürgen auf dem Gewissen.

Gewaschen, mit frischen Kleidern und Schuhen stehen wir beim Appell. Der Vorfall wird nicht mehr erwähnt.

Freude erfüllt mich, denn der „Feind“ kommt nun auch am helllichten Tag.
 Flugzeuge kommen in geringer Höhe über unsere Baracken, um zu fotografieren.
 Man sieht sogar die Piloten.

Wir müssten im Luftschutzkeller sein. Ohne mich. Ich winke den Piloten zu. Bemerkten sie einen SS, dann machen sie ihre Schiessübungen. Von denen zeigt sich jedoch kaum einer. Die Flieger werfen noch eine Bombe auf eine Flak, die direkt hinter dem Lager steht. Dann sind sie weg. Die Jäger flogen zu tief. Die Flak konnte nicht schießen.

So wie alles hier, sind auch die Häftlingsunterstände eine Schinderei.

Ein Graben ist es. Zirka 80 Zentimeter tief, unten 2 Meter breit. Zirka ein Meter hoch, Betonplatten, dann eine Wölbung. Aus dem Graben geschaufelte Erde liegt oben und um den Graben herum. Es ist ein Splitterschutzgraben. Ständig steht das Wasser 20 Zentimeter hoch. In dem Urmeer, welches vor Millionen Jahren hier bestand, fließt kein Wasser ab. Wenn es regnet, steht das Wasser im Graben noch höher. Dann kann man mit den Schuhen Wasser schöpfen.

Heute nacht war es feierlich in München. Die Flammen schlagen über die höchsten Türme gegen Himmel. Am Radio, in der Fabrik, nennt man die Bomber „Kulturschänder.“

Vergeltung wird angedroht.

Ich denke, dass dies der Anfang der Vergeltung ist für Rotterdam, Warschau, Coventry und London. Ich hoffe es auf jeden Fall sehr stark. Die Bomber besuchen die Fabrik nun auch bei Tage.

„Die sind ja verrückt, diese Schweine,“ heißt es dann.

Noch Ende 1943 verbindet ein Weg das Lager mit der Fabrik.

Jetzt ist es ein 5 Meter breiter Graben. Zu beiden Seiten aufgehäufte Erdmassen, bilden einen Hügel. Dort bewegen sich unsere Wachposten. Sie wollen sich die Schuhe nicht schmutzig machen. Von ihrem erhöht gelegenen Pfad aus können sie uns besser beobachten, uns besser unter Kontrolle halten. In Fünferreihen müssen wir durch den Graben. Ob gefroren, im Schnee oder bei Matsch, wir müssen durch.

Durch die Wark ging es besser, dort hatte man die Schuhe nachher nicht voller Kiesel.

Wer hier die Schuhe verliert, muss trotzdem 12 Stunden arbeiten. Wickelt sich irgendetwas um die Füße. Geht so in den Block und bekommt für eine Tracht Prügel neue Schuhe.

An der Fabrik vorbei, im hohen Tannenwald, gehen wir auf Tannennadeln bis zu unserem Arbeitsplatz. Wir passieren eine lange, große Halle, welche durch Äste von dicken Tannen abgeschlossen wird. Im Hintergrund hören wir Geräusche. Hier befindet sich der Prüfstand. Dort arbeiten vermutlich Geister, denn wir bekommen niemals einen Menschen zu Gesicht.

Wir hatten Tagesschicht und liegen auf dem Bett. Die Sirenen heulen, doch wir bleiben liegen. Wir müssen nicht in den Unterstand. Es kracht fürchterlich. Die Pferdeställe erzittern. Man hat den Eindruck, als würden sie sich heben und dann wieder senken. „Unsere Jungs“ machen ihre Arbeit gründlich.

Ein Teil der Fabrikhalle wird getroffen. Wir sehen einen Trümmerhaufen. Viele Meter Grayträger ragen aus den Trümmern, Klumpen von Beton. Für uns ein schöner Anblick. Angeblich wurden in diesem Teil der Fabrik Teile der V2 gebaut. Bei der Gräuelpromaganda am Radio wurde diese Halle nicht erwähnt. Man schreit Zeter und Mordio gegen diese „Frauen- und Kindermörder.“

Dabei wird vergessen, dass sie es den anderen ja vorgemacht haben. Sadisten winseln immer, wenn es um das eigene Leben geht. Ich sage immer zu meinen Kollegen:

„Die hören nicht auf. Es geht solange weiter bis jeder seine Wassersuppe, mit Holz von einem Bettgestell, in einem Steinkübel kochen muss.“

Unsere Leute sind jetzt auch bei Tage häufig im Unterstand. Wenn die Bomben um uns herum fallen, höre ich Léon da drinnen weinen. Er ist derart ängstlich und feinfühlig. Ich gebe mich zu dem Unterstand und rufe seinen Namen. Gebückt kommt er heran, die Tränen

laufen ihm über das Gesicht. Um ihn abzulenken zeige ich ihm ein Bild von meiner Frau und unseren drei Söhnen, bei einer Schlittenfahrt im „Wisshiwel“, nahe bei unserem Haus.

Dabei äußere ich: „Schau mal, Léo. Meine Frau und die Kinder lachen dich aus.“

Léo lacht über dem Weinen. Dann wischt er die Tränen und schon geht es ihm wieder besser. Ich bin wohl der einzige, der ein Photo von seiner Familie besitzt. Es befand sich in einem Paket, das ich von zu Hause bekommen hatte. In einem durchsichtigen Papier, zwischen Eisenkuchen.

Der Besitz einer Photographie ist strengstens verboten. Wer damit erwischt wird, bekommt 25 Stockhiebe. Das Bild bewahre ich in einer Blechdose für Zuckerbohnen auf. Es ist kleiner als der Deckel und wird durch einen rostfarbenen, dünnen Karton festgehalten. Beim Filzen geht mir immer der Angstschweiß aus, aber sie finden die Dose nicht. Später, nach meiner Rückkehr, bewahrte ich die Dose mit dem Bild als Andenken zu Hause auf.

Léo ist psychisch so geschafft, dass er nicht einmal imstande ist, einen Brief nach Hause zu schreiben. Sein Kollege, der Neckel erledigt das Briefschreiben für ihn.

Einmal morgens kommt „Bomber-Harris“ um 11 Uhr. Er schüttelt sich über der Kirche von Allach, die gleich darauf in Flammen steht. Schon heulen die Sirenen. „Feuer löschen,“ kommt der Ruf von allen Seiten. Wir kamen von der Nachtschicht und liegen im Bett. Ich denke bei mir: Lass brennen, was brennt, und drehe mich auf die andere Seite, um weiterzuschlafen.

Ich höre meinen Namen. Strieff Jäng steht im Raum und lässt uns wissen, dass wir alle zum Löschen antreten müssen. So schnell habe ich mich noch nie angezogen. Draußen werden wir schnell gezählt und „ohne Tritt, marsch“ geht es ab zur Brandstelle. Wir sind zirka 100 Mann, von SS mit Gewehr oder Maschinenpistole eskortiert. Schnell sind wir an Ort und Stelle. Hier knistert und brennt Holz, Flammen schlagen hoch. Dann kommt der Befehl: „das Brotlager räumen!“ Die SS-Bewacher beziehen weiter entfernt Stellung. Hier in der Nähe gibt es viele Baracken mit kriegsgefangenen Franzosen, Russen und Polen. Unter gewaltigem Lärm sind diese Leute dabei mit einem Dutzend Schläuchen in dieses Feuerchen hinein zu „pissen.“ Heiße Rauchschwaden nehmen uns den Atem. Ich ziehe mich aus dem dichten Rauch zurück. Zusammen mit meinen Kollegen, Jäng, Jempi und Neckel. Jetzt lecken die Flammen am Kirchturm empor. Wir finden eine Tür. Betreten einen großen Raum. Es ist das Versammlungslokal. Ein „schönes Führerbild,“ mehrere Lautsprecher. Ich finde eine Stange und hole die „schönen Sachen“ herunter. Alles kracht zu Boden. Ich erblicke „Pius“ an einem der Fenster. Wir laufen in die Küche. Jeder trägt irgendeinen Gegenstand hinaus. Ich komme mit einem Abfalleimer, als Pius sich vernehmen lässt: „Kerls, was macht ihr denn hier?“

Er verschwindet um die Ecke. Als er zurückkommt stehen wir bereits in Reih und Glied. Alles ist bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Wir marschieren ins Lager zurück.

Ein Russe hat ein Stück Brot gefunden. Man reißt es ihm förmlich aus dem Mund. Als Brotdieb bezichtigt, erhält er 25 Stockhiebe. Danach braucht er kein Brot mehr.

Ich bewundere die Präzision der Engländer. Bei ihrem zweimaligen Angriff haben sie nur die Kirche mit einigen Nebengebäuden getroffen. Die Baracken, welche sich in der Nähe befanden, hatten nichts mitbekommen.

Da wir wegen Typhusübertragung eine ständige Gefahr für die in der Fabrik beschäftigten Zivilisten darstellen, werden wir gegen diese Krankheit geimpft. Ein Arzt aus München jagt uns eine Spritze in die linke Brustseite.

Menn, der Advokat, ist im Kommando Häftlingsschreiber. Er muss die ganze Bande bei der Stange halten. Heute ist er sehr aufgeregt. Everard Albert ist nicht mit seinem Kommando von der Nachtschicht zurückgekehrt. Das ganze Kommando muss strammstehen. „Bis er wieder da ist,“ heißt es. Eine Kompanie SS mit Schäferhunden macht sich auf die Suche nach ihm. Menn läuft umher, schwitzt Blut.

Nachts war Fliegeralarm. Albert war in der Bunkerhalle eingeschlafen. Dort wird er von den SS gefunden. Man bringt Albert in das Kommando zurück. Es wird gezählt. „Mützen auf, wegtreten.“ Ein Wunder ?

Nein, aber Menn hatte sich bei Jarolin voll eingesetzt, so dass Albert diesmal glimpflich davorkam. Danke Menn !

Willi Falke kennt ein gutes Mittel gegen epileptische Anfälle. Einem jungen Mann, welcher Opfer eines solchen Anfalles war, schmeißt er zwei Eimer Wasser über den Körper. Der Mann steht auf, schüttelt sich. Er weiß von nichts.

In der Fabrik habe ich wieder Ärger mit den Bohrungen. Das Kaliber soll nicht stimmen, meint der verantwortliche Meister. Er ist sehr deprimiert. Ich tröste ihn, indem ich sage:

„Meister, bis Stalingrad und darüber hinaus sind die Flugzeuge mit unseren Zylindern geflogen und die Bohrungen waren in Ordnung. Jetzt, wo sie nur noch bis Ostpreußen zu fliegen haben, sollen unsere Bohrungen nicht mehr gut sein?“

„So ist es,“ entgegnet der Meister, und es wird nicht mehr darüber gesprochen.

Es gibt Alarm. München brennt. Vor lauter Rauch sieht man keine Sonne mehr am Himmel.

Aber wir erkennen ein großes Flugzeug. Es fliegt immer tiefer. Wir können erkennen, dass der linke Motor brennt.

Hoffentlich wird das Flugzeug nicht in das Lager fallen !

Dann, ein fürchterlicher Krach, ein Erdbeben. Ein Steinblock trifft mich im Rücken. Ich drücke mich mit dem Körper gegen eine Mauer. Jetzt kommt eine Lawine Kieselsteine von oben. Der Pilot hatte noch eine Bombe abgeworfen, bevor er sich mit dem Fallschirm aus dem Flugzeug rettete. Er schwebt in größerer Entfernung vom Lager zur Erde. Jetzt kann ich das Umfeld genauer betrachten. Die Bombe ist auf den von der Fabrik zum Lager führenden Weg gefallen. Dort befindet sich ein Krater, in welchem ein kleines Haus Platz gefunden hätte. Der elektrische Draht der Umzäunung ist an mehreren Stellen kaputt. Dicke Gesteinsbrocken sind 50 Meter weit geflogen. Kinder ! Wäre die Bombe nur 10 Meter weiter zum Lager hin gefallen, um unsere Jungs im Unterstand wäre es geschehen gewesen. Ich sehe einen Fallschirm an welchem ein Mann hängt. Er landet auf dem Dach einer Baracke, verwickelt sich in den Schnüren. Diese winden sich fest um den Kamin. Der Flieger hängt mit dem Kopf zwischen Himmel und Erde. Als die Kapos heraneilen, stehe ich beim Unterstand. Ich gehe hin, um mir die Sache anzuschauen. Sie schneiden ihn los. Fast hätte er sich in den Schnüren erwürgt. Der junge Pilot schaut uns an, als kämen wir von einem anderen Planeten.

Jarolin kommt mit seiner Bande angelaufen.

„Den haben wir,“ schreit die SS-Bande. Sie stehen alle um den Unglücklichen herum. Schlagen ihn ins Gesicht. Der Pilot muss weitere Misshandlungen über sich ergehen lassen. Da ! Ein Auto der Wehrmacht fährt heran. Vier Mann sitzen im Wagen. Steigen aus. Diskutieren mit Jarolin. Es kommt zu einer heftigen Diskussion. Ich höre Jarolin schreien: „Der gehört uns.“

Ein Wehrmachtsoffizier baut sich vor ihm auf. Liest Jarolin etwas von einem Zettel herunter. Dann fordert er den Piloten auf, im Wagen Platz zu nehmen. Der hat begriffen. Schnell steigt er in den Wagen ein. Froh, weiteren Misshandlungen zu entfliehen. Im Lager besteht noch immer Alarm. SS-Leute kommen heran, um sich den beschädigten Zaun anzusehen. Verdattert gehen sie ihres Weges.

Jeden Tag ist Entlausung. Man versucht mit Schwefel, dem Ungeziefer Herr zu werden. Es hilft jedoch nichts. In den Baracken könnte man glauben, zwischen den Brettern sei Blut herabgelaufen. Blut von den ekeligen Wanzen. Wenn das so weitergeht, werden wir noch von den Wanzen aufgeessen, denn es sind wirkliche Prachtexemplare darunter. Es muss etwas in unseren Kleidern sein, das die Biester anzieht.

Willi Kaufhold aus Mainz singt Heimatlieder. Er trägt einen schwarzen Winkel.

Mundi, mit Rosawinkel, bewegt sich als trage er Frauenschuhe mit hohen Absätzen.

Die SS-Männer umschwärmen uns wie Hornissen. Es heißt doppelt aufpassen. Beim Appell gibt es für 5 oder 6 Mann Prügel. Jedes Mal 25 Stockhiebe. Die Kapos werden vom Schlagen sogar müde. Der Eberle zerrt einen Mann aus den Reihen. Dieser sieht noch viel besser aus, als wir alle. Eberle herrscht ihn an: „Die nächsten 25 gibst du.“ Der Mann nimmt den Knüttel in die Hand. Legt ihn langsam auf das Gesäß des Delinquenten nieder. Eberle schreit: „Du sollst hauen.“ Der Mann entgegnet: „Ich schlage keinen Kameraden.“

Eberle zieht die Pistole. „Ich erschieße dich.“

Der andere: „Das tust du nicht, du Feigling.“

Der Eberle schießt auch nicht. Bei dem Mann handelt es sich um den letzten österreichischen Außenminister.

„Ehrenhäftling.“

Hatte sicher in Dachau etwas angestellt, andernfalls wäre er nicht hier.

Wenigstens 25 Leute bekommen noch Stockhiebe. Sie werden von allen Seiten herangeführt. Auch Luxemburger sind dabei.

Nicht weit von unseren Baracken hat man ein Frauenlager eingerichtet.

Dort sollen fürchtbare Zustände herrschen.

Wir bekommen Brennesselsuppe. Sie ist bitter, doch immerhin schmeckt sie nach Natur. Die armen Mädchen aus dem Frauenlager müssen für uns die Brennesseln sammeln.

Wir haben heute Nachtschicht. Ab 17 Uhr hocke ich hinter Block VII, um auf den Abmarsch zur Fabrik zu warten.

Albert Konsbrück eilt auf mich zu. Er ist gänzlich außer Atem.

„Neckel, es gibt was Neues. Sie sind gelandet.“

Ich glaube es nicht. Will Albert mich verulken ?

„Nein sagt Albert, diesmal ist es die Wahrheit.“

„Nachher wirst Du es in der Fabrik hören.“

Es ist der 7. Juni 1944.

Während der ganzen Nacht, versuche ich in der Fabrik alle Nachrichten am Radio mitzukriegen.

Nichts !

Nur Siegeslieder.

Gespannt warte ich auf den Wehrmachtsbericht, den sie um 22 Uhr vergessen hatten.

Gegen 5 Uhr morgens kommen sie damit.

„Der Feind hat bei Arnheim Fallschirme abgesetzt, alle wurden vernichtet. Auch versuchte er, an der französischen Küste zu landen. Auch diese Absicht ist fehlgeschlagen. Wir werfen jeden Feind ins Meer zurück.“

Dann kommt wieder Musik.

Gerne hätte ich zutreffende Nachrichten gehört.

Ich begegne Albert. Berichte ihm über meine Zweifel. „Es stimmt, ich habe es selbst gehört, wir haben den Engländer abgehört. Glaub denen hier ja nichts.“

Nach der Nachtschicht gehe ich zum Waschen. Dann strecke ich mich auf meinem Papiersack aus. Ich höre wieder Nachrichten. Der Feind, das müssen „Vögel“ sein, denn sie haben „Nester“ vernichtet. „Der Endsieg gehört uns,“ tönt es aus dem Empfänger.

Jetzt glaube ich auch an die Invasion.

Arthur bringt mir „Tirtech.“

„Was die uns wieder zumuten, so ein Fraß,“ lässt sich Arthur vernehmen. Ich lasse ihn wissen, dass er verwöhnt ist, denn ich esse „Tirtech“ gern.

Neuerdings wird mit Gutscheinen gespart. Der Kohlenklau ist im Lager. Wir bekommen vier Wochen lang keine frische Wäsche, dürfen kein Feuer machen, kein Bad nehmen. Steckrüben und Brennesseln sind ebenfalls rar geworden. Kantinensuppe ist so rar, wie die Gutscheine. Wenn wir wegen Fliegeralarm nicht in der Fabrik arbeiten können, fällt ebenfalls die Extra-

Ration Brot aus. Kristel Knoll, der von Natzweiler mit uns hergekommen ist, hat einen grünen Winkel. Hier ist er ein kleiner Mann.

Ich habe eine speckige Schnur in der Tasche. Bereits die zweite. Ich habe die Schnur mit 10 Knoten versehen. Sie soll mir den Rosenkranz ersetzen. Ich gebe das Vertrauern in den da „Oben“ nicht auf, sonst würde hier überhaupt nichts mehr gehen.

Das Radio macht den Deutschen immer wieder Mut. Man spricht von einer Geheimwaffe. Sie werden den Feind zerschmettern heißt es immer wieder. Für uns sind es gute Nachrichten, denn man kann heraushören, dass es für die Großdeutsche Wehrmacht nicht besonders gut steht.

Natzweiler hat man bereits evakuiert. Tun Burg ist zu uns gekommen. Er ist bei Misch Jost auf dem Brotwagen. Er sagt uns, dass Jang Fournel in Mauthausen ist. Wir erfahren, dass Frankreich, Holland und Belgien bereits frei sind. Auch in Luxemburg müssen die Amerikaner eingerückt sein, denn es kommt kein Brief mehr. Nichts. Wir schreiben auch nicht mehr.

Ein leerer Karton steht noch in meinem Spind. Es war das letzte Paket, das ich von zu Hause bekam. Es war so lange unterwegs, dass die in durchsichtiges Papier eingewickelten Esswaren bereits verdorben waren. Mit den Raucherwaren aus dem letzten Paket war ich sparsam umgegangen, doch jetzt habe ich nichts mehr. Auch in der Fabrik bekommen wir keine Zusatzrationen mehr.

Ich habe zwei schmerzende Zähne. Ich könnte ins Revier, um mir die Zähne ziehen zu lassen, doch davor habe ich eine höllische Angst. Ich versuche es auszuhalten, bis wir zu Hause sind. Ich habe noch ein wenig Tee, den mir meine Frau geschickt hat. Kamillenblütentee. Mit dem Kochgeschirr hole ich mir kochendes Wasser aus der Küche. Ich mache mir Tee, damit ich den Mund ausspülen kann.

In der Fabrik kommt Arthur Rödiger immer wieder zu mir, um zu plaudern. Er mag die Bayern nicht. „Die prahlen mir zuviel, mit dir kann man sich wenigstens unterhalten,“ meint er. Wir sprechen in der Tat über alles Mögliche.

Ich sage ihm, dass die Russen bis ins Herz Deutschlands vorstoßen würden, möglicherweise sogar darüber hinaus. Dann sei der Krieg vorbei. Arthur ist in der Seele getroffen. Hat Tränen in den Augen.“ Das kann doch der Amerikaner nicht zulassen,“ meint er. Ich gebe zur Antwort, dass der Russe schon bald in Berlin sei, wenn die Amerikaner sich nicht beeilen.

Arthur ist nun wirklich traurig. Ich versuche, ihn zu trösten.

Am Weihnachtstage ist nur Morgenappell. Sicherlich nicht wegen uns, sondern die „Herren“ hatten bis tief in die Nacht hinein gefeiert.

Zusammen sitzen wir in Block 5. Morgens spielte ich mit Ferdinand Westerbarkay und einem Hotelinhaber aus Karlsbad Schach. Mittags singen wir. Jäng stimmt alle Heimat- und Weihnachtlieder an, die wir kennen. Dann geht jeder in seinen Block zurück, denn Jäng muss die Suppe kochen. Beim Geräusch der Kesseln steht plötzlich Garifulin neben mir. In seiner Begleitung, ein junger Russe. Er will mich malen. Malen, für ein Stück Brot. Zuerst sträube ich mich, denn auch ich habe Hunger. Dann bin ich einverstanden. Der Russe hat alles bei sich. Das Blatt, ein Bleistift. Mit sicherer Hand fertigt er in kurzer Zeit ein Bild von mir an. Ich verstecke die Zeichnung unter dem Hemd. Gebe dem Russen mein Brot. Ich esse meine Wassersuppe, denn zum Kauen habe ich jetzt nichts mehr. Ich tröste mich. Vielleicht braucht der arme Russe das Brot nötiger als ich."

Paul Heinrich
Fortsetzung folgt.

**KRIEGSERLEBNISSE von Jean-Pierre und Victorine WESTER
Grewenhaff / Medernach**

Ich wurde am 23. Februar 1924 in Alzingen geboren, wo meine Eltern einen größeren landwirtschaftlichen Betrieb bewirtschafteten. Ich stand demgemäß im 17. Lebensjahr, als die deutsche Wehrmacht das Großherzogtum am 10. Mai 1940 überfiel. Beim Einrücken der deutschen Truppen hielt ich mich in meinem Heimatdorf auf. In langen Kolonnen kamen die deutschen Militärkolonnen von Itzig her und bewegten sich auf der durch Alzingen hindurchführenden Hauptstrasse in Richtung Frisingen. Die durchziehenden Truppen kamen sozusagen alle zu Fuß, so dass es sich nur um Infanterieeinheiten handeln konnte.

Bereits Wochen vorher, hatte man jeden Tag mit einem deutschen Angriff gerechnet, denn uns allen war klar, dass es zu einem Feldzug gegen Frankreich kommen würde, nachdem es den Deutschen gelungen war, Polen in relativ kurzer Zeit zu besiegen.

Wir hatten natürlich damit gerechnet, dass die französische Armee in der Lage wäre, die Deutschen an der Grenze zu Frankreich zu stoppen, wobei die vielgepriesene Maginotlinie der Franzosen eine wesentliche Rolle spielte.

Die französischen Truppen waren jedoch völlig desorganisiert, so dass sich schon sehr bald herausstellte, dass es ein Wunschdenken war, wenn wir glaubten, die Franzosen wären in der Lage, Hitlers Pläne zu durchkreuzen.

Obschon Alzingen sich nahe an der französischen Grenze befindet, haben wir im Bereich unserer Ortschaft keinen einzigen französischen Soldaten gesehen.

Es war uns jedoch nicht entgangen, dass verschiedene, in der Nähe von Alzingen gelegene Ortschaften vorsorglicherweise evakuiert worden waren, was uns natürlich im Glauben bestärkte, dass die Franzosen den deutschen Angriff vereiteln würden.

Schon in den kommenden Tagen mussten wir erkennen, dass unsere Hoffnung als Trugbild zerfloss.

In den dem Einmarsch folgenden Tagen quartierten sich deutsche Soldaten bei uns ein. Deutsche Flak (Flugzeugabwehrkanonen) wurde auf den Anhöhen südlich von Alzingen in Stellung gebracht.

Als vorwitzige Jugendliche war es wohl selbstverständlich, dass wir uns diese Flakstellungen aus der Nähe ansehen wollten. Hier muss ich allerdings sagen, dass die deutschen Soldaten sich uns gegenüber korrekt verhielten. Deutsche Militärs, welche in der Scheune unseres Anwesens einquartiert waren, halfen uns sogar beim Setzen der Kartoffeln. Nach etwa 14 Tagen zogen sie weiter in Richtung Frisingen.

Als die Zivilverwaltung sich in Luxemburg niederließ, änderte sich für die Alzinger Bevölkerung an und für sich nicht viel.

In der Ortschaft gab es zwar einige Einwohner, welche mit den Deutschen sympathisierten, indem sie Parteiposten, wie Zellen- oder Blockleiter annahmen. Wesentliche Übergriffe gegenüber der Dorfbevölkerung kann diesen Leuten jedoch nicht nachgesagt werden. Obschon wir anfangs nur wenig unter den neuen Machthabern zu leiden hatten, war eine allgemeine Antipathie unter der Bevölkerung wohl selbstverständlich, indem die Deutschen durch die ungerechtfertigte Besetzung unseres Landes, durch die Installierung des NS-Regimes mit allen damit verbundenen Unbequemlichkeiten, die Gemüter der Luxemburger in Aufruhr versetzt hatten.

An dieser Stelle muss ich gleich eine Anekdote einflechten, welche die damalige Reaktion der Jugend charakterisieren soll. An einem Kreisparteitag prangten am Schulgebäude in Alzingen deutsche Fahnen mit Hakenkreuz und Hoheitsadler. In einer Rattenfalle hatten wir einen Raben gefangen. Mit Hilfe einer Schnur hängten wir den toten Raben unter dem Adler auf.



RAD TUREK 1943



Darunter hatte ich ein Blatt Papier mit dem Spruch angebracht. "So wie dem Raben, ergeht es diesem Knaben."

Später erfuhren wir, dass luxemburgische Gendarmen den Raben entfernt hatten, um keine deutsche Reaktion herauszufordern, die sonderzweifel erfolgt wäre, da der Okkupant in solchen Dingen keinen Spaß verstand.

Wie der Zufall es will, kamen nach dem Krieg einmal zwei in Diekirch stationierte Gendarmen auf unseren Hof. Ich war damals bereits verheiratet und lebte hier auf dem „Grewenhaff.“ Einer der beiden, es handelte sich um einen Beamten namens Faber, ließ mich wissen, dass er es war, der damals den Raben in Alzingen entfernte, um uns vor eventuellen Repressalien zu bewahren.

Jemand hatte unser „anrüchiges Treiben“ angeblich damals bei der Gendarmerie angezeigt.

In der Folgezeit blieben wir auf unserem Hof in Alzingen vor deutschen Übergriffen verschont, was hauptsächlich darauf zurückzuführen war, dass Angehörige der Polizei in Hesperingen, als auch hohe Funktionäre, welche in der Stadt Luxemburg, irgendwelche Ämter bekleideten, bei uns vorstellig wurden, um zu „hamstern.“

Nachdem die obligatorische Wehrpflicht eingeführt worden war, hatten wir in den Dependenz unseres Anwesens mehrere junge Männer versteckt, welche sich geweigert hatten, dem Stellungsbehl in die deutsche Wehrmacht Folge zu leisten.

Bei der Polizei in Luxemburg gab es damals einen deutschen Hauptmann namens Deike, der sich mehrmals für uns einsetzte.

So vereitelte er beispielsweise einmal eine vorgemerkte Durchsuchung unseres Anwesens nach Deserteuren, nachdem man uns angezeigt hatte.

Wie er es angestellt hatte, uns die Hausdurchsuchung zu ersparen, weiß ich nicht, jedenfalls fand eine solche nicht statt.

Hier muss ich allerdings erwähnen, dass dieser Hauptmann ebenfalls von uns mit Lebensmitteln versorgt wurde, was wohl erklärt, dass er sich gegenüber meiner Familie als Wohltäter erwies. Von meinen drei Brüdern war der Älteste im landwirtschaftlichen Betrieb eines Onkels tätig, dessen Anwesen er später übernehmen sollte. Hauptmann Deike brachte es allerdings fertig, dass mein Bruder längere Zeit Aufschub von der Wehrmacht erhielt, indem das Anwesen des Onkels als kriegswichtiger Betrieb eingestuft wurde und mein Bruder daher unabhkömmlich war.

Er wurde zu einem späteren Zeitpunkt allerdings eingezogen.

Meine beiden anderen Brüder waren jünger und fielen nicht unter die Jahrgänge, welche zum Dienst in der Wehrmacht vorgemerkt waren.

Da ich dem Jahrgang 1924 angehörte, war ich selbstverständlich von Anfang an als Wehrpflichtiger erfasst. Für mich kam eine Verweigerung des Wehrdienstes nicht in Frage, da ich meine Angehörigen nicht den Unbilden einer Umsiedlung aussetzen wollte.

Dem Stellungsbehl zum Arbeitsdienst leistete ich demgemäß umgehend Folge. Ich kam mit etwa 50 bis 70 Luxemburgern nach Turek in Polen, wo wir eine Dienstzeit abzuleisten hatten, die sich vom 16. Februar bis zum 11. Mai 1943 erstreckte. Im Arbeitsdienst bekamen wir eine paramilitärische Ausbildung, welche namentlich aus Exerzierübungen (mit Spaten) und Absolvierung verschiedener Sportarten bestand. Fußmärschen wurde allerdings eine absolute Priorität eingeräumt. Ich kann nicht behaupten, dass wir im Arbeitsdienst schlecht behandelt wurden. Außerdem wurde kein Unterschied zwischen uns Luxemburgern und den Reichsdeutschen gemacht.

Als ich nach dem Arbeitsdienst wieder nach Hause zurückkehren durfte, brachte Hauptmann Deike es fertig, dass ich noch einige Zeit in unserem Betriebe mitarbeiten durfte, denn



Ersatz in Ausbildung, 1. Btl. Lw.
10. Pz. Grenadier, Friedeck
Bohmen-Käben

J.P. WESTER
FRIEDECK 1943

normalerweise lag der Stellungsbefehl bereits vor, wenn man aus dem Arbeitsdienst entlassen wurde.

Ich war erst kurze Zeit aus dem Arbeitsdienst zurück, als zwei Beauftragte des Wehrbezirkskommandos bei uns vorstellig wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde ich von einem der beiden angeschrien, und zwar äußerte er sich etwa wie folgt: „Jetzt ist aber Schluss, die andern können an der Front verbluten, während Sie hier herumsitzen. Wir werden dafür sorgen, dass dieser Zustand sich bald ändern wird.“

Nun konnte auch Hauptmann Deike nichts mehr für mich tun.

Meine Einberufung zur Wehrmacht erfolgte dann am 27. Mai 1943.

Die Eltern brachten mich zur Bahn. Meine Mutter hatte mich eingehakt, während mein Vater zwei schwere Koffer mit einem Handwägelchen beförderte. Mehrere Ortsbewohner standen am Strassenrande und weinten.

Meine Mutter hatte mir Kuchen und Schinken eingepackt, wovon bereits ein Teil verdorben war, als wir später an unserem Bestimmungsort eintrafen.

Als ich am Bahnhof in Luxemburg-Hollerich ankam, hatten eine Menge Kameraden sich dort eingefunden. Bereits bevor wir in den Zug stiegen, waren einige wie vom Erdboden verschwunden. Sonderbarerweise gab es vor der Abfahrt keinen Appell und es fiel auch kein Wort darüber, dass bereits mehrere sich durch Flucht der Einberufung entzogen hatten.

Obschon ich viele der an diesem Tage einberufenen Leidensgenossen kannte, vermag ich mich heute nur noch an einen einzigen, und zwar an René Magar aus Cessingen, zu erinnern.

Wir waren lange unterwegs und kamen schlussendlich nach Friedeck, in der damaligen Tschechoslowakei. Dort wurden wir in einer grösseren Ausbildungskaserne untergebracht.

Die Feldausbildung, die wir dort bekamen, war hart und verlangte jedem einzelnen das letzte ab. Robben, Fußmärsche und Scheibenschießen gehörten sozusagen zum Alltag. Wir lernten außerdem Schützengräben ausheben, uns in Deckung zu bewegen und tarnen. Hinzu kam die Ausbildung an den herkömmlichen Infanteriewaffen. Unsere Einheit war das 10. Panzer-Grenadier Ersatz- und Ausbildungsbataillon.

Von Friedeck kamen wir dann nach Mährisch-Ostrau, wo die Grundausbildung vervollständigt wurde.

Zu diesem Zeitpunkt war die russische Front bereits so nahe herangerückt, dass man in der Ferne das Donnern der schweren russischen Artillerie vernahm.

Wir befanden uns nämlich nicht sehr weit von der Oder entfernt.

Während die Unteroffiziere uns in dieser Kaserne erbarmungslos schliffen, behandelten die Offiziere uns eher gut. Wenn wir sogenannte Kameradschaftsabende veranstalteten, waren die Offiziere fast immer dabei. Da einige der luxemburgischen Kameraden aus der Moselgegend stammten, hatten sie von zu Hause reichlich Wein und Schnaps mitgebracht. Von diesen Getränken bekamen die Offiziere immer etwas ab, was dann auch der Grund für ihre Aufgeschlossenheit war.

Ich kann mich noch bestens daran erinnern, dass ich einer Kompanie angehörte, die von einem Oberleutnant von Bielka geführt wurde. Er war Österreicher und benahm sich uns gegenüber einwandfrei. Dem Vernehmen nach, soll er später in Holland gefallen sein.

Die für die Ausbildung zuständigen Offiziere brachten es sogar fertig, dass wir länger in der Ausbildungskaserne zurückbehalten wurden, als dies normalerweise der Fall gewesen wäre.

Abgesehen von den körperlichen Strapazen, die die Ausbildung uns abverlangte, ging es uns den Umständen nach entsprechend gut.

Die Verpflegung war nicht zu bemängeln. Ausserdem bekamen wir regelmäßig Pakete von zu Hause, so dass wir keinen Hunger litten.

Einer der Leitsprüche des Kompaniechefs war: „ So wie die Verpflegung, so die Bewegung.“ Dann kam der Tag, an dem uns die Offiziere nicht mehr länger in der Kaserne zurückbehalten konnten.

Da inzwischen bekannt war, dass die Offiziere und Unteroffiziere fielen wie die Fliegen, wunderten wir uns nicht, dass wir zu einem Unteroffizierslehrgang abgestellt wurden. Dieser fand in Stargard, in der Nähe von Stettin statt. Dort bekamen wir eine zusätzliche Infanterieausbildung, die noch weit schwieriger war, als die Rekrutenzeit. Zu diesem Lehrgang wurden wir einfach befohlen, d.h. keiner hatte sich freiwillig gemeldet.

Es kam aber nicht soweit, dass wir den Kursus zu Ende bringen konnten, denn der Russe rückte immer näher. Unsere Kaserne musste geräumt werden, und wir wurden nach Mährisch Weisskirchen zurückverlegt.

Dort befand sich ein grösserer Truppenumschlagplatz, wo reger Betrieb herrschte. Es wimmelte nur so von Soldaten der verschiedensten Waffengattungen. Von Mährisch Weisskirchen aus gingen die Soldaten an die Front und kamen, sofern sie nicht gefallen oder schwer verwundet worden waren, nach ihrer Ablösung wieder an diesen Ort zurück. Wir hatten bereits ein mulmiges Gefühl, wenn wir die Männer sahen, welche von der Front zurückkehrten.

In ihren Augen spiegelte sich das Entsetzen, sie waren verdreckt und voller Läuse.

Mit Bangen dachten wir daran, was uns alles noch bevorstehen würde.

Von Mährisch Weisskirchen brachte man uns in ein altes Schloss, wo wir mehrere Tage verbrachten. Ich kann mich noch bestens daran erinnern, dass wir auf dem Fußboden des Spiegelsaales geschlafen haben. Dann mussten wir nach Mährisch Weisskirchen zurück, wo wir feldmarschmäßig ausgerüstet wurden.

Wir bekamen zusätzlich Waffen und Munition, inklusive Stiel- und Eierhandgranaten. Sogar Ferngläser wurden uns ausgehändigt.

Es war nun jedem klar, dass wir mit einem bevorstehenden Einsatz zur rechnen hatten. Dementsprechend war auch unsere Verfassung.

Ich bekam ein MG 42, an dem ich zuvor ausgebildet worden war.

Wir waren angeblich dazu ausersehen, einen russischen Angriff zu stoppen. Wir befanden uns ja in der Nähe der Oder und auf der anderen Seite waren die Russen.

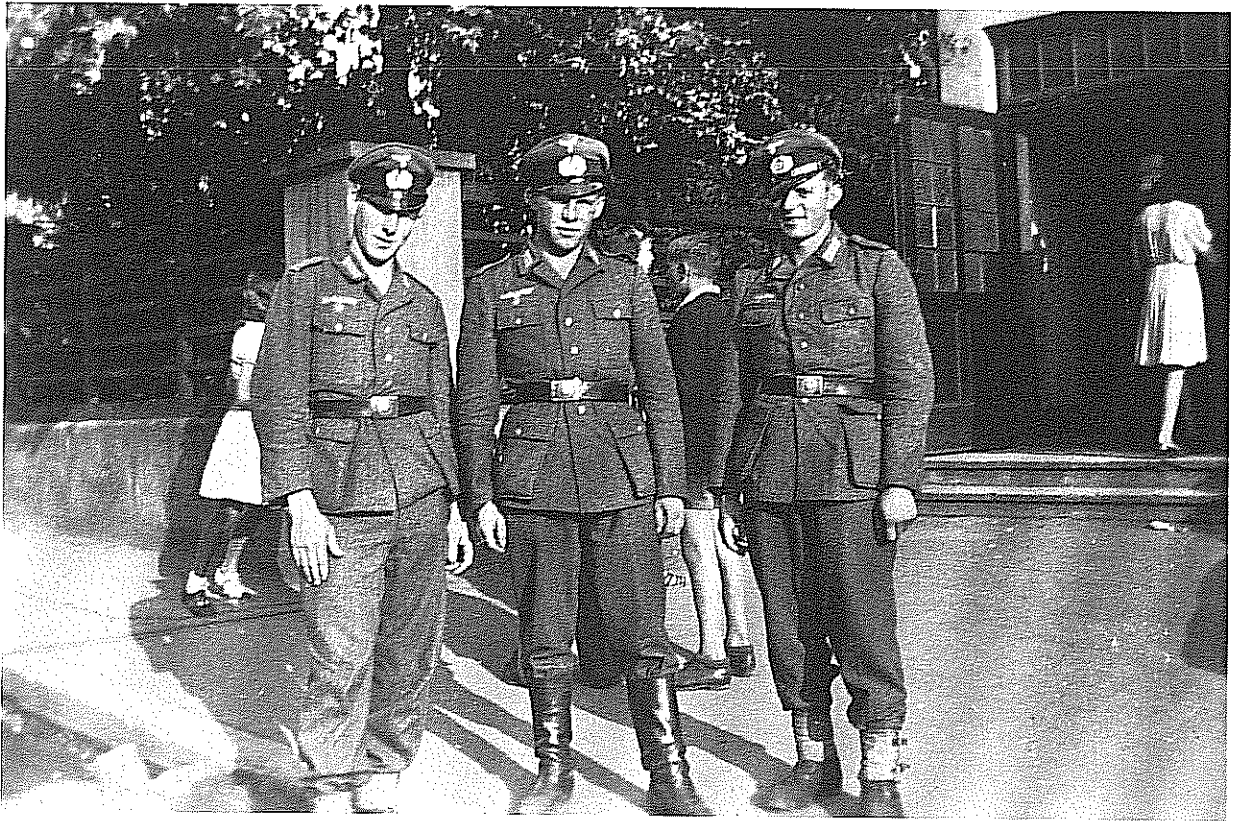
Vorerst sollten wir Stellungen beziehen, welche in der Nähe des Flusses an einem Bahndamm lagen. Hier befand sich ein Schützenloch neben dem anderen. In den meisten Schützengraben lagen Tote. Durch Kopfschuss gefallene deutsche Soldaten. Allem Anschein nach waren sie durch russische Scharfschützen getötet worden. Wir mussten die Toten aus den Löchern herausheben, zu einem bereitstehenden Lastkraftwagen tragen, wo wir sie mit Schwung auf die Ladefläche beförderten. Dies war eine derart entsetzliche Arbeit, dass ich sie nie vergessen konnte.

Die Russen schossen ununterbrochen mit der sogenannten Stalinorgel, eine von allen gefürchtete Waffe. - Hier handelte es sich um einen auf LKW montierten sowjetischen Raketenwerfer mit 2,5 bis 5 m langen schwenkbaren Leitschienen. Verschoss elektrisch gezündete Granaten verschiedener Kaliber. Gleichzeitig konnten 32 bis 36 Granaten abgefeuert werden. Reichweite bis 8.400 Meter. -

Wir mussten die Schützenlöcher übernehmen, aus denen wir eben die Toten geborgen hatten. Trotz heftigem russischen Artillerie- und Raketenfeuer und dem Einsatz feindlicher Scharfschützen konnten wir unsere Stellungen einige Zeit halten. Es gelang uns sogar, den russischen Angriff abzuschlagen.

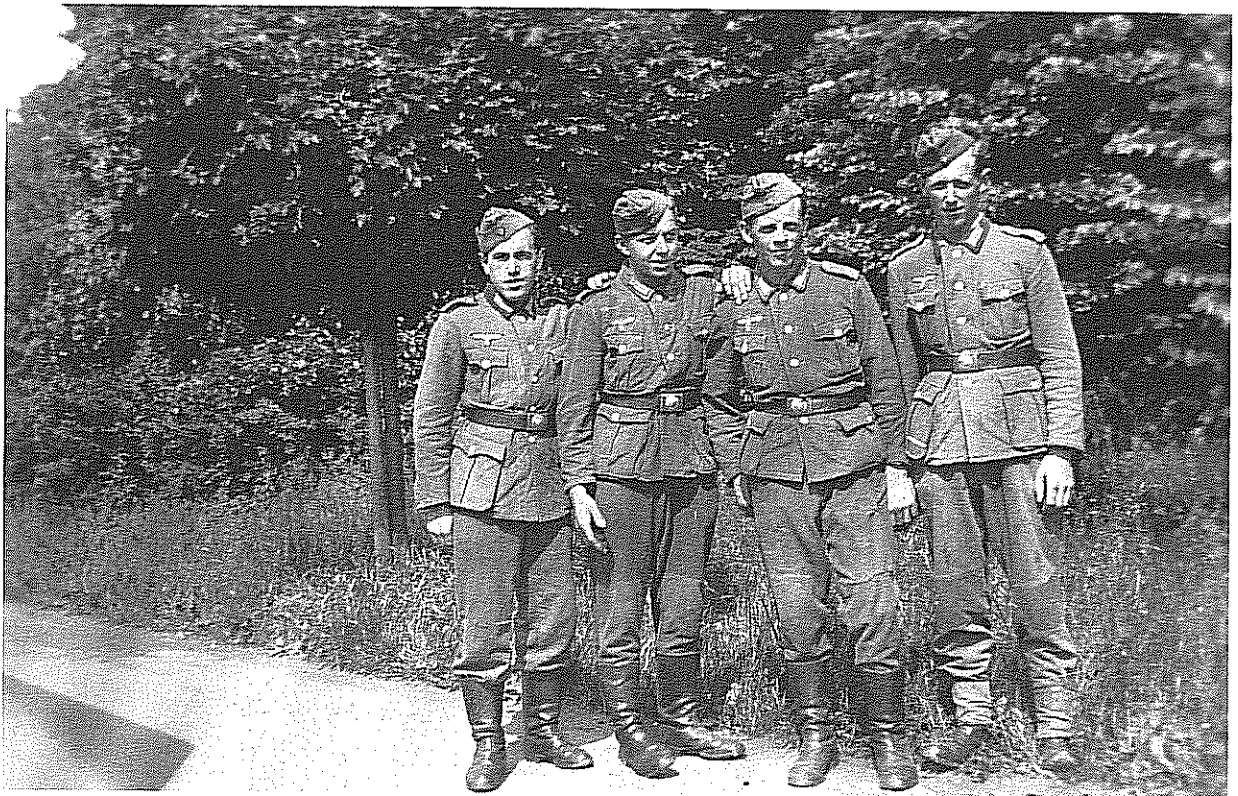
Wir erlitten derart schwere Ausfälle, dass unsere Kompanie nur noch wenige Überlebende zählte. Mir wurde nun befohlen, unseren arg zusammengeschrumpften Zug zu führen, da der Zugführer ebenfalls durch Verwundung oder Tod ausgefallen war.

Es muss dies gegen Ostern 1944 gewesen sein, denn wir hatten vor unserem Einsatz Ostergebäck und Wodka bekommen. Jedesmal, wenn der Druck des Gegners zu stark war,



J.P. Wester (m) mit Aloyse Ungeheuer (r).

FRIEDECK 1943



zogen wir uns weiter zurück und versuchten die neue Stellung zu halten. So ging es einige Zeit, bevor wir abgelöst wurden.

Eines Tages mussten wir den Zahnarzt zu einer Routinekontrolle aufsuchen. Zu diesem Zeitpunkt war ich noch mit den Luxemburger Kameraden Aly Ungeheuer und Jos Befort zusammen. Beide waren vor mir an der Reihe. Als sie vom Zahnarzt zurückkehrten, erzählten sie mir, dass dieser sich nach ihrer Nationalität erkundigt habe. Als sie ihm erklärten, dass sie Luxemburger seien, sagte der Zahnarzt ihnen, Luxemburg befinde sich ja zurzeit mit Deutschland im Krieg. Als ich an die Reihe kam, wiederholte der Arzt mir gegenüber die gleichen Worte.

Es muss dies im Herbst 1944 gewesen sein. In unserer Stube lag eine deutsche Zeitung auf, ich glaube es handelte sich um „den Stürmer“ in die jeder Einblick nehmen konnte. In diesen Tagen stand auch etwas in der Zeitung über Luxemburg. Soweit ich mich heute noch erinnere, wurden in diesem Artikel spöttische Bemerkungen über unsere Großherzogin gemacht. Außerdem, stand etwas in dem Artikel von 200 Mann, mit denen man den Krieg bestimmt gewinnen könnte. Aufgrund der Bemerkungen des Zahnarztes und des Zeitungsberichtes nahmen wir an, Luxemburg habe Deutschland den Krieg erklärt. Umgekehrt hätte es ja nicht sein können, denn Deutschland hatte unsere Heimat ja schließlich am 10. Mai 1940 überfallen. Unseren Vorgesetzten gegenüber brachten wir daraufhin zum Ausdruck, dass wir ja nunmehr im Kriegszustand mit Deutschland wären und deshalb nicht mehr gesinnt seien, weiterhin in der Wehrmacht zu kämpfen. Zuerst waren sie sprachlos, denn keiner wusste etwas mit unserer plötzlichen Weigerung anzufangen. Einer meinte sogar, er könne die Sache mit dem Kriegszustand überhaupt nicht verstehen, denn Luxemburg gehöre ja schließlich zu Deutschland. Offenbar wussten unsere Vorgesetzten nicht, wie sie sich in diesem Falle verhalten sollten. Unter normalen Umständen hätten sie uns vor ein Kriegsgericht gebracht. Sie taten es jedoch nicht. Stubenarrest wurde über uns verhängt. Wir wurden zum Holzfällen in den Wald geschickt. Zusammen mit einer Kolonne von Gefangenen. Wir schlugen Holz, das zum Abstützen von Erdbunkern und für Panzersperren bestimmt war. In diesen Tagen kam einmal ein Offizier zu uns auf die Bude, der sich erkundigte, weshalb wir uns weigerten zu kämpfen. Wir antworteten ihm schlicht und einfach: „Weil wir Luxemburger sind.“ Er machte daraufhin eine drohende Geste, indem er nach seiner Pistolentasche tastete. Wir nahmen nun doch wieder am normalen Dienstbetrieb teil, da wir befürchteten, eine weitere Weigerung könnte uns vor das Standgericht und schlussendlich vor ein Hinrichtungskommando bringen.

(Es ist anzunehmen, dass die Sache mit dem Kriegszustand auf einem Irrtum beruht, der darauf zurückzuführen ist, dass durch Großherzoglichen Beschluss vom 30. November 1944 die obligatorische Militärflicht für die Luxemburger eingeführt worden war. Wahrscheinlich wurde diese Tatsache in der damaligen deutschen Presse entsprechend kommentiert.)

Aus diesen Tagen enthält das Tagebuch von J.P. Wester folgende Eintragungen:

„Fronteinsatz der 6. Armee in der Vernichtungsschlacht am Oderbrückenkopf bei Ratibor.

Bereits 5 Wochen lagen unsere beiden Marschbataillone (600 Mann) hier in Mährisch Weisskirchen und warteten auf den Fronteinsatz. Die feindlichen Panzerdivisionen rückten von Tag zu Tag näher, das Donnern und Dröhnen der schweren Artillerie wurde immer stärker. Wenn's bloß nicht nach Ratibor geht. Denn wie viele Divisionen hatten sich bereits hier verblutet, wie viele Kameraden bereits da gefallen und immer noch hatte der Russe keinen Durchbruch erzwungen, denn der Brückenkopf musste unbedingt gehalten werden, sonst stand der Weg frei zum Protektorat, zu der letzten Industrie, die noch in deutscher Hand war.

So änderten die Gespräche von Tag zu Tag, einmal sollten wir nach Stalino, ein andermal wieder nach Westen, dann wieder nach Osten, Ratibor oder Breslau.

Tagsüber Appelle abgehalten, Kleiderappell, Waffenappell. Alles wird funkelneue eingekleidet, die neuen Panzeruniformen, alles mit modernen automatischen Waffen ausgerüstet, dann wieder Panzerabwehr- und Angriffsübungen, Panzersperren bauen, MG-Nester ausheben usw., das war so unsere Beschäftigung. Das war im Februar, Anfang März. Die Sonne wurde von Tag zu Tag stärker, somit wuchs die Fliegergefahr, das feindliche Trommelfeuer hallte dann oft tagelang. Der Iwan versuchte mit aller Gewalt durchzustoßen, doch damit war auch unsere Zeit (an der Front) vorbei. Mein Freund und ich waren zum Abendkino in die Stadt. Um 23 Uhr machten wir uns auf den Weg zur Kaserne. Unterwegs wurden wir bereits von der Streife angehalten und kontrolliert. Wir wurden aufgefordert, uns so schnell wie möglich zur Kaserne zu begeben, denn alles wäre abmarschbereit zur Front. Sobald wir ankamen, wurden Schnaps, Wein und Bier verteilt. Schokolade, Kekse, Bonbons, Zigaretten und Tabak. Bald war alles betrunken und es herrschte ein wüstes Durcheinander. Es wurde gesungen und geschrien. Die letzten Abschiedsbriefe wurden geschrieben.

Um 3 Uhr kam der Befehl: „ab zur Front!“ Die Lastwagen kamen, wir wurden aufgeladen und ab ging's. Die gute Stimmung war bereits vorbei, der Schnaps hatte seine Wirkung getan, jeder hatte seine eigenen Gedanken, dachte zurück an die Heimat, denn für gar viele von uns war es die letzte Karwoche. So fuhren wir die ganze Nacht. Im Dunkeln zu je 40 Mann auf dem LKW. Das war in der Nacht vom 27. zum 28. März 1945. Gegen Morgengrauen erreichten wir Mährisch Ostrau, größte Industriestadt der Tschechei, es war bereits Frontstadt, Artillerieeinschläge, Fliegerschäden ringsum, umgeben von großen Panzergräben, Panzerereinheiten auf und ab. Kradmelder mit Dreck über und über bedeckt rannten durch die Strassen. Trotzdem lief die Industrie noch auf Hochtouren. In dem Panzergraben stand ein Volkssturmmann auf Posten, mit MG und Panzerfaust ausgerüstet, „stets bereit den heranrückenden Feind mit einem vernichtenden Abwehrfeuer zu empfangen.“ Immer noch waren wir nicht am Ziel. Unmittelbar hinter der Front, am Ufer der Oder, ging unser Weg dem Einsatz zu. Bei A... fuhren wir über die einzige damals noch bestehende Brücke, hinein in den Todeskessel, denn die meisten kamen nicht mehr heraus. Die Strassen wurden immer schlechter. Aufgewühlt durch Panzer und Artillerieeinschläge. Gegen Mittag langten wir an unserem Bestimmungsort an. Auf einer grossen Wiese wurden wir den Reserveeinheiten zugeteilt, und zwar den Regimentern 98 und 28. Aber nicht lange dauerte die Ruhe auf der Wiese, denn der Iwan kam mit seinen Fliegern und nahm die 600 Mann unter Feuer. Ein jeder suchte so schnell wie möglich in Deckung zu kommen. Der Angriff ging ziemlich schnell vorbei, bis auf ein paar Tote und Verwundete. Ständig kreisten die feindlichen Flieger über dem Dorf, denn unsere Verstärkung war ihnen jetzt bekannt und es sollte nicht lange dauern bis der zweite Angriff kam. Stets war man gezwungen, im Eilschritt durch die Straßengräben zu flüchten, denn das Dorf lag etwa in Höhe der Hauptkampflinie, wo es den ganzen Tag flammte und donnerte wie in einer Hölle.“

Wieder galt es, einen russischer Angriff abzuschlagen. Ich hatte in einem ziemlich tiefen Granattrichter Deckung gesucht. Ungefähr 4 Meter neben mir lag Diederich Ady aus Küntzig in einem Schützenloch. Russische Granaten schlugen in und um unsere Stellungen herum ein. Ady Diederich wurde von einem Granatsplitter getroffen. Er war auf der Stelle tot.

Als ich später nach Hause kam, berichtete ich unserem Pfarrer über die Umstände, welche zum Tode des Kameraden geführt hatten. Er setzte sich daraufhin mit der Familie in Verbindung. Ich konnte es nicht.

Auf einer Anhöhe konnten wir uns dann noch kurzfristig halten.

Das russische Feuer wurde immer stärker.

Auf unserer Seite häuften sich die Ausfälle. Nach einem verheerenden Feuer, das auf unsere Stellungen niedergegangen war, brach der Russe mit massiven Kräften durch. Unsere Stellung konnte nicht mehr gehalten werden. Wir verteidigten uns jedoch noch bis zum Einbruch der Nacht und konnten uns erst im Schutze der Dunkelheit zurückziehen. Wir wurden jedoch von den Russen verfolgt. Im Morgengrauen erreichten wir ein von den Russen besetztes Dorf. Im rechten Strassengraben näherten wir uns vorsichtig den Häusern. Als wir in einem gegebenen Moment auf die andere Strassenseite hinüberwechseln wollten, wurden wir von russischen Scharfschützen unter Feuer genommen. Ich weiss noch, dass Jos Befort aus Grevenmacher sich in meiner Nähe befand. Ich hatte noch immer das Maschinengewehr, MG 42 - seit 1942 in Serien produzierte Waffe. Kadenz bis zu 1500 Schuss/min., verschoss Mauserpatrone 7,92mm, Mündungsgeschwindigkeit 820 m/s, maximale Schussweite 4000 m, auch Hitlersäge genannt.)

Plötzlich war der mir zugeteilte Schütze II verschwunden. Ich kann nicht sagen, ob er gefallen war oder was mit ihm passierte. Ich brachte mein MG in Stellung. Mit der linken Hand sollte ich den Patronengurt nachführen, als ich am linken Arm plötzlich einen heftigen Schlag verspürte. Ich war von einem gegnerischen Geschoss getroffen worden. Von einem Scharfschützen, den ich kurz zuvor noch in einer Hausnische wahrgenommen hatte. Heftige Schmerzen setzten ein. Mein Arm war wie gelähmt. Von Feldgendarmen wurde ich zu einem Verbandsplatz gebracht.

Dann kam ich in ein Lazarett, wo ich von einem sehr korrekten Arzt behandelt wurde.

Er sagte mir nämlich, dass er sein Bestes versuchen würde, damit ich meinen Arm behalten könnte.

Außerdem ließ er mich wissen, er wäre während der Ardennenoffensive in Luxemburg gewesen und sei dort von der Bevölkerung respektvoll behandelt worden.

Innerhalb der Truppe hatte sich nämlich herumgesprochen, dass es im Westen zu einer deutschen Großoffensive gekommen wäre, von der auch Luxemburg betroffen gewesen sei. Wir wussten auch, dass diese Offensive gescheitert war und die Amerikaner sich weiterhin auf dem Vormarsch befanden.

In der Folge machte meine Verletzung mir immer mehr zu schaffen, so dass ich ins Reservelazarett II in Fürth/Bayern eingeliefert werden musste. Am 15. Mai 1945 kam der Befehl, dass das Lazarett geräumt werden müsste. Es hieß, alle Insassen kämen mit einem Lazarettzug in die von den Amerikanern besetzte Zone.

Mit dem Zug fuhren wir dann nach Westen. Das Ziel war uns vorerst unbekannt.

Im Innern des Zuges befanden sich jeweils zwei Bettstellen übereinander. Ich lag oben. Plötzlich wurde der Zug von amerikanischen Tieffliegern angegriffen. Eine Maschinengewehrkuugel, aus der Bordkanone eines Flugzeuges abgefeuert, durchschlug die Außenwand des Zuges und fuhr vor mir in die Matratze.

Inzwischen hatte man bereits weiße Leintücher an Stangen befestigt und aus den Fensters des Zuges nach außen geschoben. Als der Zug schlussendlich anhielt, befanden wir uns in der amerikanischen Zone. Wir mussten unsere Abteile verlassen und uns im Bereich der Bahnsteige aufstellen. Von amerikanischen Soldaten wurden wir nach Waffen durchsucht. Irgendwie muss ich mich hierbei in meiner Heimatsprache geäußert haben, denn ein Soldat in amerikanischer Uniform, der mich durchsuchte, erklärte mir, er sei ebenfalls Luxemburger und hätte sich freiwillig zu den amerikanischen Streitkräften gemeldet.

Es handelte sich um den späteren Abgeordneten Hansen Franky aus Ettelbrück.

Ich habe ihm noch gesagt: „ Schau dass ich hier wegkomme.“ Danach habe ich ihn nicht mehr gesehen.

Trotzdem weiß ich noch, dass wir nach Kriegsende wieder miteinander in Verbindung kamen. Er muss damals beim Arbeitsamt in Diekirch beschäftigt gewesen sein, denn er kümmerte

sich um die Vermittlung von landwirtschaftlichen Arbeitern, bei denen es sich hauptsächlich um kriegsgefangene Deutsche handelte.

Nach der Gefangennahme brachte man uns nach Ansbach (Bayern) in ein großes Gefangenenlager. Die Gefangenen, es waren immerhin 300.000, lagen auf freiem Felde, auf einer unübersehbaren Fläche. Es war ungeschütztes Gelände, so dass wir außer unserer Wehrmachtzeltplane nichts hatten, um uns vor den Witterungsverhältnissen zu schützen. Wir bekamen von den Amerikanern zwar genügend zu essen, doch handelte es sich vornehmlich um Feldrationen. Ich wunderte mich immer wieder darüber, dass diese Rationen mit einer unwahrscheinlichen Schnelligkeit verteilt wurden. Das einzige was uns fehlte, war frisches Wasser, ein Umstand der uns vor Augen führte, dass Wasser für den Körper wichtiger ist, als Essen.

Das gesamte Lager war mit Draht eingezäunt. Es kam regelmäßig vor, dass Gefangene versuchten, den Zaun zu überwinden, wobei sie dann von den amerikanischen Posten unter Feuer genommen wurden.

Ich würde heute sagen, dass täglich an die hundert Gefangene an Entbehrungen oder an ihren Kriegsverletzungen starben.

Unsere Verletzungen konnten in Anbetracht der Masse von Gefangenen nicht ordentlich versorgt werden. Kam man zu einer Verbandsstelle, so wurde oft nur Alkohol über die Wunde gegossen und ein frischer Verband angelegt.

Fast jeden Tag begab ich mich zu einem der Posten, dem ich meine Situation zu erklären versuchte. Gleichzeitig bat ich immer wieder um meine Entlassung aus dem Lager, da mein verwundeter Arm mir schwer zu schaffen machte. Inzwischen sprach ich ein paar Brocken englisch, so dass ich mich mit dem Posten einigermaßen verständigen konnte. Der Posten antwortete mir immer nur das Gleiche, und zwar „ yes, yes.“ Es geschah allerdings vorerst nichts.

Ich war bereits einige Wochen im Lager, als ich eines Tages in eine Baracke geführt wurde, welche sich außerhalb der Umzäunung befand. Hier handelte es sich um eine Art Schreibstube, wo mehrere Gefangene vor Schreibmaschinen saßen. Einer von ihnen war ein Luxemburger. Er hieß Schmitz, und dessen Eltern hatten in Luxemburg eine Bäckerei.

Auf dieser Schreibstube wurde mir eröffnet, dass ich aus Gefangenschaft entlassen sei. Ich bekam einen Passierschein, und man brachte mir zur Kenntnis, dass ich mich für einen Transport nach Trier melden sollte, denn die Amerikaner würden regelmäßig Gefangene dorthin befördern.

Ich befolgte diesen Rat und meldete mich zu einem Transport nach Trier. Bereits wenige Tage später wurde ich aufgerufen. Ich durfte in einem Lastkraftwagen Platz nehmen, und wurde in der Tat bis nach Trier mitgenommen. Ohne weitere Formalitäten durfte ich dort aussteigen und ich konnte mich entfernen.

Zu diesem Zeitpunkt trug ich noch meine Wehrmachtsuniform und meinen Tornister.

Zu Fuß machte ich mich auf den Weg zur luxemburgischen Grenze, doch wurde ich von den Amerikanern zurückgewiesen.

Ich ging dann auf deutscher Seite, die Mosel entlang und erreichte Wasserliesch.

Im Bereich dieser Ortschaft begegnete ich einer Frau, die sich für mein Schicksal interessierte. Ich erzählte ihr, dass ich aus einem Gefangenenlager käme, dass ich Luxemburger sei, jedoch an der Grenze nicht durchgelassen würde.

Infolge meiner Verletzung wird die Frau wohl Mitleid mit mir gehabt haben, denn sie bot mir in ihrem Hause eine provisorische Unterkunft an.

Wenig später begegnete ich einem anderen Luxemburger, der ebenfalls aus Gefangenschaft kam und sich auf dem Heimweg befand.

H

Joseph Sisto 22427

CONTROL FORM D.2.

CERTIFICATE OF DISCHARGE

ALL ENTRIES WILL BE MADE IN BLOCK LATIN CAPITALS AND WILL BE MADE IN INK OR TYPE* SCRIPT.

PERSONAL PARTICULARS

SURNAME OF HOLDER WESTER DATE OF BIRTH 23. 2. 1924
 DAY, MONTH, YEAR

CHRISTIAN NAME JOHANN PLACE OF BIRTH LUXEMBURG -ALZINGEN

CIVIL OCCUPATION Landwirt FAMILY STATUS - SINGLE \emptyset
~~MARRIED~~
~~WIDOWED~~
~~DIVORCED~~

HOME ADDRESS LUXEMBURG
über TRIER NUMBER OF CHILDREN WHO ARE MINORS keine

I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTICULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE.

I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ AND UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO PERSONNEL ON DISCHARGE"(CONTRCL FORM D.1)

SIGNATURE OF HOLDER.....

Wester Johann

NAME OF HOLDER IN BLOCK LATIN CAPITALS WESTER JOHANN

II MEDICAL CERTIFICATE

DISTINGUISHING MARKS scar on left forearm

DISABILITY, WITH DESCRIPTION condition after shot fractur left forearm

MEDICAL CATEGORY at present g.v.H.

I CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE ABOVE PARTICULARS RELATING TO THE HOLDER ARE TRUE AND THAT HE IS NOT VERMINOUS OR SUFFERING FROM ANY INFECTICUS OR CCNTAGIOUS DISEASE.

SIGNATURE OF MEDICAL OFFICER

NAME AND RANK OF MEDICAL OFFICER

IN BLOCK LATIN CAPITALS STABSARZT DR. HADLICH

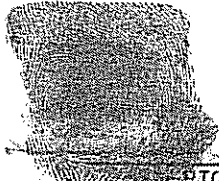
Hadlich

III

THE PERSON TO WHOM THE ABOVE PARTICULARS REFER WAS DISCHARGED ON 18 th JUNE 1945
 (DATE OF DISCHARGE)

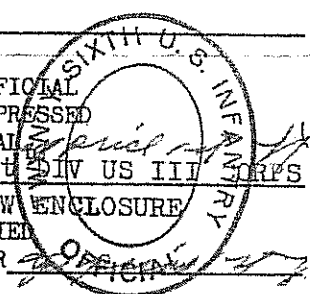
FROM THE X ARMY

RIGHT THUMBPRINT



OFFICIAL IMPRESSED SEAL

CERTIFIED BY HQ 1st DIV US III CORPS
 NAME, RANK AND P W ENCLOSURE
 APPOINTMENT OF ALLIED DISCHARGING OFFICER OFFICIAL



\emptyset DELETE THAT WHICH IS INAPPLICABLE
 * INSERT "ARMY" "NAVY" "AIR FORCE"
 "VOLKSTURM", OR PARA MILITARY ORGANIZATION, e.g. "RAD", "SPK", etc.

IN BLOCK LATIN CAPITALS
ARTHUR P PRICE 1st LT. INF.

(WHEN PRINTED THIS FORM WILL BE IN ENGLISH AND GERMAN)

Da auch dieser nicht über die Grenze durfte, fragte ich die Frau, ob sie bereit sei, auch diesen Kameraden aufzunehmen. Sie war einverstanden und so durften wir in ihrer Wohnung eine Nacht verbringen.

Am darauffolgenden Tag begaben wir uns aufs neue zum Grenzübergang in Wasserliesch. Diesmal wurden wir nicht abgewiesen und durften rüber.

Ein Lastwagen der Amerikaner nahm uns mit nach der Stadt Luxemburg.

Wir hatten unwahrscheinliches Glück, dass wir aus einem Gefangenenlager in Deutschland, auf direktem Wege nach Hause durften, denn die meisten wurden vorerst noch in das große Lager in Compiègne eingewiesen.

Mein Begleiter war aus Mersch. An seinen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern, doch hatte sein Vater dort ein Transportunternehmen.

Da er in der Stadt Luxemburg einen Onkel hatte, ging ich mit ihm zu seinen Verwandten, wo wir unsere Wehrmachtsuniform ablegen konnten und Zivilkleider bekamen.

Ich selbst kannte Leute in der Stadt Luxemburg, die während des Krieges regelmäßig zu uns nach Alzingen kamen, um Lebensmittel zu hamstern.

Da ich ja kein Geld für die Weiterreise nach Alzingen hatte, begab ich mich zu diesen Leuten. Der Hausherr besaß ein Tandem, mit dem wir dann in den späten Abendstunden zu meinen Leuten nach Hause fuhren, wo meine Mutter mir als erste weinend in die Arme sank.

Einige Tage später ging ich nach der Stadt Luxemburg zurück, wo ich mich beim „Service de Rapatriement“ melden musste.

Dort wurde ich von einem Arzt untersucht, der mich zwecks Weiterbehandlung meines verletzten Armes umgehend in das Franziskaner-Krankenhaus in Luxemburg überwies. Hier war ich etwa 6 Monate lang in stationärer Behandlung, bevor ich als vollständig geheilt entlassen werden konnte.“

Jean-Pierre Wester hat den Krieg überlebt. Seine Erfahrungen an der Ostfront, der miterlebte Tod seiner Kameraden und die Unannehmlichkeiten der Gefangenschaft haben sich als traumatische Erinnerungen, unauslöschlich in sein Gedächtnis eingepägt.

Vor allem aber seine Armverletzung, machte ihm ein Leben lang zu schaffen und erschwerte ihm die Ausübung seines Berufs.

Jean-Pierre Wester verlegte seinen Wohnsitz im Jahre 1954 nach Grewenhaff/Medernach, nachdem er die dort ansässige Gutstochter Victorine Walch geheiratet hatte.

Auch sie weiß einiges über den Krieg zu berichten.

Aber lassen wir ihr selbst das Wort:

„Ich wurde am 30. Juli 1926 auf Grewenhaff geboren, so dass ich meine Primärschulzeit eben beendet hatte, als die Deutschen unser Land am 10. Mai 1940 überfielen.

Hier auf dem Hof lebte ich mit meinen Eltern und meinen 5 Geschwistern.

In den ersten beiden Kriegsjahren bekamen wir von der Besatzungsmacht und deren Umtrieben eigentlich nicht viel mit, da das landwirtschaftliche Anwesen „Grewenhaff“ zirka 2 Kilometer von der nächsten Ortschaft entfernt ist.

Es kamen jedoch regelmäßig deutsche Funktionäre und auch Landsleute zu uns auf den Hof, um Lebensmittel zu hamstern.

Dann, nachdem die obligatorische Wehrpflicht für die männlichen Jugendlichen eingeführt worden war, wurden wir unmittelbar in die Geschehnisse verwickelt.

Zuerst suchten mein Vetter Jos Peffer aus Bourglinster und dessen Freund Nic König aus Luxemburg, Zuflucht auf unserem Hof, da sie zu den wehrpflichtigen Jahrgängen gehörten,

jedoch nicht gewillt waren, den Stellungsbefehl in die deutsche Wehrmacht zu befolgen. Sie hielten sich vornehmlich im Hause auf.

Nachdem Camille Sutor in Ermsdorf von den Deutschen erschossen worden war, kam dessen Bruder Richard zu uns, um versteckt zu werden.

Bis zum Kriegsende hatten wir insgesamt 12 Refraktären Unterschlupf gewährt. Ausser den drei bereits Genannten, waren dies:

| | |
|---------------|-------------|
| René Molitor | Ermsdorf |
| Victor Lentz | Ermsdorf |
| Lucien Wenzel | Ermsdorf |
| Félix Bissen | Bettendorf |
| Robert Bissen | Bettendorf |
| J.P. Tholl | Bettendorf |
| Jos Schintgen | Alttrier |
| Emile Santer | Junglinster |
| Nic Guelf | Ernzen |

Da es zuviele waren, um sie alle im Hause verstecken zu können, mussten sie auf die umliegenden Wälder ausweichen, wo sie dann in gut getarnten Bunkern saßen. Mein Vater sorgte selbstverständlich für ihre Verpflegung.

Wir wurden während dieser Zeit nicht ein einziges Mal von den Deutschen behelligt, d.h. eine Durchsuchung unseres Anwesens nach Deserteuren fand zu keinem Zeitpunkt statt.

Bereits zwei Tage bevor die sogenannte Rundstedtoffensive begann, stand plötzlich ein deutscher Soldat in der Nähe unseres Anwesens. Er beobachtete nach allen Seiten, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Weshalb man gerade hier einen Posten aufgestellt hatte, blieb uns rätselhaft, denn unser Hof liegt zirka 500 Meter von der Verbindungsstrasse Savelborn-Ermsdorf entfernt und stößt dann unmittelbar an ein grösseres Waldgebiet. Der in der Nähe des Hofes stehende Soldat wurde zwar abgelöst, doch blieb der Posten ununterbrochen an der gleichen Stelle, bis die Rundstedtoffensive begann.

Als wir uns sonntags, den 17. Dezember 1944 anschickten, zu Fuß nach Medernach zur Messe zu gehen, begegneten wir Leuten aus umliegenden Dörfern, welche sich offensichtlich auf der Flucht befanden.

Dieselben rieten uns, nach Hause zurückzukehren, denn die Deutschen seien im Anmarsch.

Wir leisteten diesem Rat umgehend Folge.

Zu dieser Zeit hörte man bereits in der Ferne Kanonendonner. Granaten schlugen in der weiteren Umgebung ein

Zu Fuß verliessen meine drei Schwestern und ich, den Hof, und wir begaben uns nach Medernach, wo wir in der damaligen Gastwirtschaft Georges Faber unterkamen.

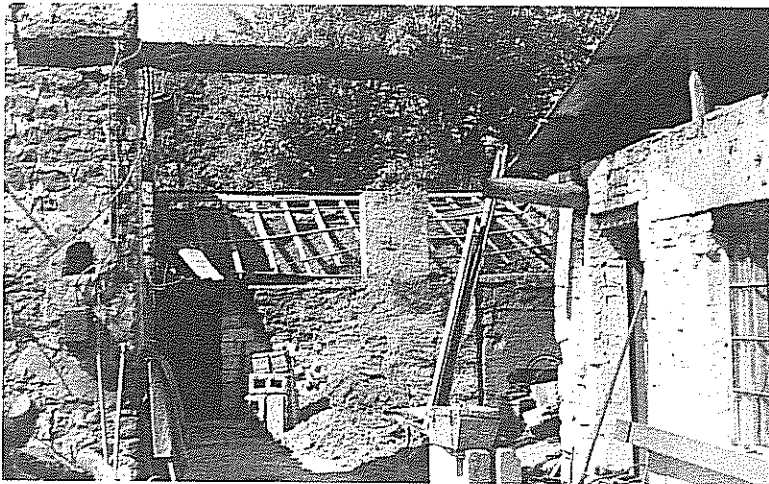
Mein Vater und meine Mutter fuhren mit einem Mietwagen nach Bourglinster, zu einem Verwandten.

Mein jüngster Bruder dagegen blieb auf dem Hof, denn er wollte das Vieh unter keinen Umständen einfach zurücklassen.

Wie wir später erfuhren, wurden schon sehr bald nachdem wir das Anwesen verlassen hatten, Flüchtlinge, welche aus Richtung Savelborn oder durch den Wald von Befort herkamen, von den Deutschen angehalten und am Weitemarsch gehindert. Sie mussten vorerst alle auf unserem Hof verbleiben.

GREWENHAFF/ MEDERNACH

nach der Rundstedt-Offensive



Erst am darauffolgenden Tag wurden sie bis Medernach durchgelassen. Unter ihnen befand sich ebenfalls mein Bruder, welcher das Vieh zuvor noch nach Ermsdorf gebracht hatte.

Die Flüchtlinge, welche nun angekommen waren, wurden von den Amerikanern in der Schule von Medernach zurückbehalten.

Bereits Montags kursierte in Medernach ein Gerücht, demzufolge unser Anwesen von einer Granate getroffen worden wäre und gänzlich abgebrannt sei.

Da es uns in Medernach zu gefährlich wurde, begaben wir uns nach dem Plankenhof bei Fischbach, wo wir ebenfalls Verwandte hatten.

Erst im Januar kehrten wir nach Medernach zurück.

Amerikaner brachten uns mit einem leichten Lastwagen nach unserem Hof, wo uns ein trostloser Anblick beschert wurde. Das Wohnhaus, und die Ställe, nur noch vom Feuer zerstörte Ruinen. Unsere ganze Habe war ein Raub der Flammen geworden.

Da wir im Hause vorerst keinen einzigen Raum fanden, in welchem wir uns aufhalten konnten, kehrten wir vorerst nach Medernach zurück.

Erst Tage später, nachdem man in einem Nebenbau eine provisorische Unterkunft eingerichtet hatte, kehrten wir auf den Hof zurück, wo nun die Wiederaufbauarbeiten begannen.

In der Nähe unseres Anwesens lag noch eine Menge zurückgelassenes Kriegsmaterial. Waffen, Munition und vor allem Blindgänger.

In der Nähe wurden noch drei tote Soldaten gefunden und von meinem Vater an Ort und Stelle beerdigt.

Später wurden sie dann wieder ausgegraben und wahrscheinlich zu einem Militärfriedhof gebracht.

Ich kann allerdings heute nicht mehr sagen, ob es sich bei den Toten um Deutsche oder Amerikaner handelte.

Später, als wir noch beim Aufbau waren, kam eines Tages ein amerikanischer Soldat zu uns auf den Hof, und er gab an, dass er es gewesen sei, der unser Anwesen mit Phosphorgranaten in Brand geschossen hätte.

Paul Heinrich

Unsere Rätselecke

Die richtige Lösung aus der Dezember-Nummer lautete :

T A R C H A M P S

Richtige Lösungen haben eingesandt:

| | | |
|-------------|---------|-------------------|
| ATTEN | Jos | Kehmen |
| DERNEDEN | Fernand | Strassen |
| HÜBSCH | Nic | Ettelbrück |
| LUDWIG | Nico | Ettelbrück |
| TRIERWEILER | Henri | Ernster |
| STEICHEN | Camille | Welscheid |
| WINANDY | Alfred | Bamhaff/Welscheid |

Raten Sie mal:

- | | | |
|-----|--|---------------------|
| 1.- | wie die Mutter von General Patton mit Nachnamen hieß ? | . . 1 |
| 2.- | in welchem Institut George Patton sein erstes Militärstudium absolvierte ? | . 2 |
| 3.- | an welchem Ort Colonel Patton im Jahre 1918 schwer verwundet wurde ? | . 5 12 |
| 4.- | zu welcher französischen Stadt General Patton eine besondere Beziehung hatte ? | . 7 . 6 . . . |
| 5.- | welches Konzentrationslager General Patton am 12. April 1945 besuchte ? | 10 |
| 6.- | wer am Steuer des Wagens saß, als es zu dem folgenschweren Unfall vom 9. Dezember 1945 kam ? | 3 . . . |
| 7.- | welcher Offizier den General bei Ereignung des Unfalles begleitete ? | 4 . . . |
| 8.- | wie der Arzt hieß, welcher nach dem Unfall, bei General Patton eine erste Diagnose stellte ? | . . 8 . . |
| 9.- | den Namen des französischen Generals der beim Begräbnis von General Patton anwesend war ? | . . 9 11 . |

Die Punktezahl hinter den Fragen stimmt mit der Zahl der einzutragenden Buchstaben überein.

Das zutreffende Einsetzen der Buchstaben, anstelle der Zahlen 1 bis 12, ergibt den Namen eines im Zweiten Weltkrieg bekannten Marschalls.

Die Lösung (nur der richtige Name) ist bis zum 1. Mai 2004 an die Adresse

**GENERAL PATTON MEMORIAL MUSEUM
5, rue Dr. Klein
L-9054 ETTTELBRUCK**

zu richten.

Die ersten drei richtigen Antworten geben Anspruch auf einen Buchpreis.